

NOTKER HAMMERSTEIN, *Die Moderne in der deutschen Wissenschaft im 19. Jahrhundert : zum Wandel einer Vorstellung*, in «Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento» (ISSN: 0392-0011), 16 (1990), pp. 9-42.

Url: <https://heyjoe.fbk.eu/index.php/anisig>

Questo articolo è stato digitalizzato dal progetto ASTRA - *Archivio della storiografia trentina*, grazie al finanziamento della Fondazione Caritro (Bando Archivi 2021). ASTRA è un progetto della Biblioteca Fondazione Bruno Kessler, in collaborazione con Accademia Roveretana degli Agiati, Fondazione Museo storico del Trentino, FBK-Istituto Storico Italo-Germanico, Museo Storico Italiano della Guerra (Rovereto), e Società di Studi Trentini di Scienze Storiche. ASTRA rende disponibili le versioni elettroniche delle maggiori riviste storiche del Trentino, all'interno del portale [HeyJoe](#) - *History, Religion and Philosophy Journals Online Access*.

This article has been digitised within the project ASTRA - *Archivio della storiografia trentina* through the generous support of Fondazione Caritro (Bando Archivi 2021). ASTRA is a Bruno Kessler Foundation Library project, run jointly with Accademia Roveretana degli Agiati, Fondazione Museo storico del Trentino, FBK-Italian-German Historical Institute, the Italian War History Museum (Rovereto), and Società di Studi Trentini di Scienze Storiche. ASTRA aims to make the most important journals of (and on) the Trentino area available in a free-to-access online space on the [HeyJoe](#) - *History, Religion and Philosophy Journals Online Access* platform.

## Nota copyright

Tutto il materiale contenuto nel sito [HeyJoe](#), compreso il presente PDF, è rilasciato sotto licenza [Creative Commons](#) Attribuzione–Non commerciale–Non opere derivate 4.0 Internazionale. Pertanto è possibile liberamente scaricare, stampare, fotocopiare e distribuire questo articolo e gli altri presenti nel sito, purché si attribuisca in maniera corretta la paternità dell’opera, non la si utilizzi per fini commerciali e non la si trasformi o modifichi.

## Copyright notice

All materials on the [HeyJoe](#) website, including the present PDF file, are made available under a [Creative Commons](#) Attribution–NonCommercial–NoDerivatives 4.0 International License. You are free to download, print, copy, and share this file and any other on this website, as long as you give appropriate credit. You may not use this material for commercial purposes. If you remix, transform, or build upon the material, you may not distribute the modified material.



# Die Moderne in der deutschen Wissenschaft im 19. Jahrhundert

Zum Wandel einer Vorstellung

von *Notker Hammerstein*

*Für Domenico Maffei*

Das Thema, das in einer noch eher vorläufigen Form hier untersucht wird, kann eigentlich verschieden aufgefaßt werden. Es könnte dargestellt werden, was die Wissenschaften im 19. Jahrhundert als das Moderne ansahen. Es könnte aber auch dargestellt werden, wann, aus welchen Gründen und in welchem Zusammenhang für diese Wissenschaften die Moderne beginnt, worin sich das Moderne von den Nichtmodernen unterscheidet. Über all dies ließe sich gewiß sinnvoll handeln. Ich habe eine Art Mischform versucht.

Mich interessiert im folgenden, was historisch als Beginn des Modernen angesehen wurde und was insoweit moderne Wissenschaftlichkeit auszumachen habe. Daraus folgt dann wiederum, daß die sich wandelnden Vorstellungen von dem, was modern als Wissenschaft sei, gleichermaßen untersucht wird. Das scheint mir in sich folgerichtig und auch dem Gang der wissenschaftlichen Bemühungen und Ereignisse zu entsprechen.

Mit diesen Schwierigkeiten hat es aber noch nicht sein Bewenden. Es gibt noch weitere Komplikationen: Was heißt die «deutschen Wissenschaften» im 19. Jahrhundert? Selbst wenn man sie auf die «deutsche Universität» einschränkte, wären gar vielerlei Unterschiede in dieser langen Zeitspanne zu konstatieren. Im Blick auf die vielfältigen, z.T. erst entstehenden und sich vielfach umbildenden Wissenschaften des Jahrhunderts muß eine solche Formulierung darüberhinaus sonderlich schillernd wirken. Das kann und will ich aber hier nicht detailliert nachzeichnen oder gar klären. Ich rette mich aus dieser Situation, indem ich die Wissenschaften als eine in sich geschlossene Sphäre menschlicher

Leicht überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags, den ich in Trient am Italienisch-Deutschen Historischen Institut im September 1988 gehalten habe. Das damalige Seminar stand unter der Fragestellung: «Die Neuzeit im Spiegel des 19. Jahrhunderts: Ansichten, Stereotypen und Mythen in Italien und Deutschland».

Anstrengungen in diesem Zeitraum verstehe und sie als a l l g e m e i n e im Blick zu haben suche.

Die meisten der Antworten auf unser Thema kommen von wissenschaftlichen Fragestellungen – und den entsprechenden Wissenschaften – her, die sich im Umkreis des Geschichte, der Literatur, auch des politischen Handelns bewegen. Sie gehören im breitesten Sinne zu dem, was als geisteswissenschaftliche Anstrengung angesehen werden kann. Gerade im 19. Jahrhundert gewinnen jedoch die Naturwissenschaften, die Medizin, die technischen Disziplinen zunehmend an Bedeutung und müßten füglich in einem Überblick über diese Zeit mitbedacht werden.

Das führt mich zu einem weiteren Punkt. Das 19. Jahrhundert ist gerade auch für die rapide sich entwickelnden Wissenschaften eine Zeit vielfältiger Brüche und Trendwendungen. Auch darauf ist im Versuch einer Gesamtübersicht Rücksicht zu nehmen. Das heißt, daß ich drei Phasen vorherrschender wissenschaftlicher Auffassungen, was die Moderne betrifft, unterscheide. Ich werde das sogleich erörtern.

All diese Vorüberlegungen, die auf die Schwierigkeit, das Thema angemessen zu behandeln, verweisen, sollen gleichsam entschuldigen, daß ich kein in sich geschlossenes Konzept, keine abgeschlossene Darstellung hier geben kann. Ich werde eher thesenhaft zugespitzt und verallgemeinernd die Sache angehen. Vieles habe ich und muß ich übersehen, schlicht schon, weil mir vieles auch einfach nicht bekannt ist. Noch immer sind unsere Kenntnisse der Wissenschafts- und Universitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts recht rudimentär <sup>1</sup>. Hier ist noch viel zu arbeiten und zu entdecken. Trotz manch überzeugender älterer Arbeit <sup>2</sup> verlangen jedoch die neueren Fragestellungen nach einer gewissenhafteren und besseren Überprüfung dieser Vergangenheit, ganz abgesehen

<sup>1</sup> Die beste Darstellung der Probleme während der ersten Jahrhunderthälfte in Th. NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte 1800-1866*, München 1983, insbes. Abschn. IV, S. 403 f.; sowie jetzt DERS., *Deutsche Geschichte 1866-1918*, I, *Arbeitswelt und Bürgergeist*, München 1990, insbesondere S. 568-691; zur Universitätsgeschichte dieser Zeit ein knapper Überblick bei Ch.E. McCLELLAND, *State, Society and University in Germany 1700-1914*, Cambridge 1980, Part II-III; ferner R. St. TÜRNER, *Universitäten*, in: *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, III, München 1987, S. 225-249.

<sup>2</sup> Vorab F. PAULSEN, *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, 2 Bde., Berlin - Leipzig 1921 (Reprint Berlin 1960); DERS., *Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium*, Berlin 1902; M. LENZ, *Geschichte der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*, 4 Bde., Halle 1910; F. SCHNABEL, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, Bd. III: *Erfahrungswissenschaften und Technik*, Freiburg i. Brsg. 1934.

davon, daß manche der älteren Darstellungen eher hagiographisch denn analysierend vorgehen<sup>3</sup>. Gewiß ist das keine Entschuldigung für meine – zugegebenermaßen – noch zu vordergründige Analyse des Themas. Es soll das auch nur darauf verweisen, daß ich mich weit davon entfernt wähne, Endgültiges und allenthalben Zutreffendes auszubreiten.

Die Wissenschaften in Deutschland werden auch im 19. Jahrhundert fast ausschließlich an Universitäten – und im Laufe des Jahrhunderts noch an entsprechenden konkurrierenden Anstalten wie Technischen Hochschulen – vertreten und entwickelt. «Eine zweite Eigentümlichkeit unserer Universitäten steht mit dem wissenschaftlichen Zustand der Nation in enger Verbindung. Bei keinem anderen Volk fällt ein so bedeutender Teil der gelehrten Tätigkeit überhaupt den öffentlichen Lehrern anheim, und zu allen Zeiten haben es sich deutsche Gelehrte vom ersten Rang zur Ehre gerechnet, als Professoren an Universitäten, oft selbst an kleinen Universitäten zu wirken»<sup>4</sup>.

Was Savigny in der ersten Hälfte des Jahrhunderts feststellt, gilt bis weit ins 20. Ja, es ließe sich sogar sagen, daß die in früheren Jahrhunderten durchaus auch vorkommenden Privatanstalten, privaten Akademien keine Existenzmöglichkeit mehr eingeräumt bekommen, nicht mehr sein dürfen. Ausbildung und Forschung sind ausschließlich staatliche Angelegenheit.

«Überall aber ist das akademische Leben, wie ich es noch in Jena, Heidelberg und Göttingen erlebt habe, völlig verschwunden, nicht bloß bei den Studenten, sondern allmählich auch bei den Professoren, die mehr und mehr auch von bürokratischem Sinne angesteckt worden sind. Professoren, die nur, wenn ihnen gerade die Sonne scheint und ihnen leselustig zumute ist, das Katheder besteigen und, wenn ihnen, ohne krank zu sein, unlustig zumute ist, sich mit dem Anschlag begnügen: *hodie non legitur*, sind fast nicht mehr zu finden. Der Herr Staat ist auch dahinten und vorn, und die Zahmheit des akademischen Lebens würde einem Professor von 1801, wenn er gleich einem Siebenschläfer jetzt plötzlich hineinversetzt würde, sehr absonderlich vorkommen ... Mit dem Verlegen der deutschen Universitäten in große Städte, mit dem Überhandnehmen der doch nur die wissenschaftliche Ausrüstung, nicht den persönlichen Charakter ans Licht stellenden Examina bis zum Examenunwesen und dem Verwandeln der Universitäten immer mehr in polytechnische Schulen wird man dem deutschen Leben jene freien Inseln, in denen ein junger Mensch einige Jahre Geist und Charakter rücksichtslos entwickeln konnte, überall dem festen Philisterlande vollkommen schließen ...»<sup>5</sup>.

<sup>3</sup> Hierbei meine ich nicht die genannten Werke, sondern die vielen, insbesondere zu Jubiläen verfaßten Universitäts- oder Wissenschaftsgeschichten.

<sup>4</sup> F.C. VON SAVIGNY, *Wesen und Wert der deutschen Universitäten*, ursprünglich 1832, sodann in *Vermischte Schriften*, IV, Berlin 1850, S. 284.

<sup>5</sup> H. LEO, *Aus meiner Jugendzeit*, Gotha 1880, S. 137.

Was Heinrich Leo hier im Rückblick beklagt, resultiert zwar nicht ausschließlich aus der staatlichen Überwachung der Universitäten und Wissenschaften, aber doch zu einem großen Teil. Solche und vergleichbare Klagen sollten das ganze Jahrhundert über nicht mehr verstummen, und in der Tat wurde staatliche Verantwortung gegenüber den Wissenschaften ernst genommen. Erst in der Zeit der Hochindustrialisierung wurde es üblich, daß gelegentlich auch im industriellen Umkreis Forschung aufgenommen und betrieben werden konnte. Aber das ist erst sehr spät in diesem Jahrhundert der Fall und bleibt in Deutschland auch noch recht lange ein mißtrauisch beäugtes, eher seltenes Phänomen <sup>6</sup>.

Für die Entwicklung der Wissenschaften und Universitäten während des 19. Jahrhunderts stand die Errichtung der Berliner Universität, das sogenannte Berliner Modell, als beispielhaft vor Augen und nicht nur in Deutschland, sondern es wirkte schließlich auch weit über die deutschen Grenzen hinaus. Die Gelehrten waren und blieben wie es Savigny bereits formuliert hatte, üblicherweise Hochschullehrer, also Professoren, von wenigen berühmten Ausnahmen abgesehen. Das hatte naturgemäß seine Auswirkungen auf das Selbstverständnis der Wissenschaften. Eine Wissenschaft war, was an einer Universität gelehrt und vertreten wurde.

<sup>6</sup> So sagte 1911 der Preußische Kultusminister bei einem Festbankett in Anwesenheit des Kronprinzen anlässlich des Breslauer Universitätsjubiläums am 2. August: «Die Universitäten sind nicht mehr wie ehemals vom Staat losgelöst, auf sich angewiesene, ihre Angelegenheiten allein ordnende Körperschaften. Der Staat gab ihnen die Mittel zum Dasein und hat ihre oberste Leitung in seine Hände genommen. Darunter hat die Freiheit, die die Universität braucht, die ihr Lebenselement ist, nicht gelitten; denn sonst hätten unsere Universitäten sich nicht ... in so glanzvoller Weise entwickelt ... Nicht in einengender Bevormundung, sondern in sorgsamer Pflege und kraftvoller Abwehr alles dessen, was die Universitäten im Streben nach ihren hohen Zielen zu stören vermag – woher die Störung auch immer kommt –, darin hat der Staat seine vornehmste Aufgabe den Universitäten gegenüber erkannt, und ihr gerecht zu werden ist sein eifrigstes Bestreben. Wenn man demgegenüber hier und da den Wunsch nach freien Universitäten vernimmt, so fragt man sich: Was und wo sind denn solche erstrebenswerten freien Universitäten? ... Wer die Frage gewissenhaft und ohne Vorurteil prüft, wird es kaum bejahen wollen. Gerade dort spielen, wie wir hören, Wünsche und Interessen, die die Wissenschaft in ihren Dienst zu stellen suchen, zu leicht eine ausschlaggebende Rolle, während es dem Wesen und dem eigenen Interesse des Staates entspricht, Sonderinteressen auszuschalten und den allgemeinen Nutzen zu fördern. Wie die Dinge in dieser Welt einmal tatsächlich liegen, ist der Staat mehr wie irgendeine andere Stelle bestrebt, die Freiheit von Forschung und Lehre zu schützen und zu wahren. Er kann es am besten verhindern, daß bestimmte Richtungen und Bestrebungen und Schulen einseitig auf den Universitäten die Vorherrschaft erlangen, er kann am besten sorgen, daß dort, wie es sich gebührt, jeder Richtung, insofern sie wissenschaftlich legitimiert ist, Licht und Luft gewährt wird. «Frankfurter Zeitung», Nr. 213 vom 3.8.1911.

Allein die Universitäten befanden darüber bzw. beanspruchten es zum mindesten, auch in Konkurrenzabwehr etwa gegenüber den Technischen Hochschulen. Es folgte daraus, daß nur in solchen Universitätswissenschaften auch akademische Grade erworben werden konnten. Der Professor als Diener und Verwalter wissenschaftlicher Wahrheit war dementsprechend ein hoch angesehener und im allgemeinen auch gut dotierter Mann. Im Verlauf des Jahrhunderts gewöhnte er es sich zudem an, seine Existenz als eine vor bzw. über der Politik zu betrachten. Zugleich konnte er sich auf pflegliche Behandlung seitens des Staates verlassen. Die Professorenschaft war daher im allgemeinen nicht gegen sondern eher für den jeweiligen Staat. Gemeinsam mit der führenden Beamtenschaft, die schließlich ebenfalls die Universitäten durchlaufen hatte, bildete sie eine Art Corps-Geist, einen Anspruch auf Führung innerhalb des Volkes aus, der für das Sozialprestige der Wissenschaften und ihrer Vertreter von außerordentlicher Bedeutung sein sollte. Folgerichtig konnte B. Bobertag 1893 schreiben: «Die Bildung ist das edelste Geschenk der Kultur. Aber noch edler als gebildet sein, ist Bildung befördern. Darum ist die Universitätskarriere die schönste für den Mann»<sup>7</sup>. Über diese Seite der Entwicklung ist freilich hier nicht zu sprechen, sodaß ich es mit diesem Hinweis bewenden lasse.

Wie gesagt, die Berliner Universität, das Berliner Modell, steht stilbildend am Eingang des 19. Jahrhunderts. Freilich ist daran zu erinnern, daß sowohl formal als institutionell, z.T. selbst im Verständnis der Wissenschaften dieses Modell auf älteren Vorbildern aufruhte. Halle und Göttingen können und müssen genannt werden. Hier wurden bereits während des 18. Jahrhunderts wissenschaftliche Positionen erreicht, die unmittelbar und auf lange hinaus die des 19. Jahrhunderts mitbestimmten. Sie wurden gleichsam nur fortgeführt und verfeinert. Auch gab es bereits in Göttingen eine uneingeschränkte Lehrfreiheit, die Möglichkeit, entsprechend wissenschaftlicher Entwicklungsgesetze einzelne Materien weiterzubilden und auszubauen<sup>8</sup>. Insoweit war der Neuanfang in Berlin mehr das Ergebnis einer allgemeinen politisch-geistig veränderten Welt, die ein dementsprechend neues Verständnis auch der Wissenschaften

<sup>7</sup> Zit. nach A. BUSCH, *Geschichte des Privatdozenten*, Stuttgart 1959, S. 60.

<sup>8</sup> Vgl. etwa N. HAMMERSTEIN, *Universitäten und gelehrte Institutionen von der Aufklärung zum Neuhumanismus und Idealismus*, in G. MANN - F. DUMONT (edd), *Samuel Thomas Soemmerring und die Gelehrten der Goethe-Zeit* (Soemmerring-Forschungen D), Stuttgart - New York 1985, S. 309 ff.

und Universitäten mit heraufführte<sup>9</sup>. Es war mehr eine Fortbildung im Inhaltlichen als im Materialen, die dann aber außergewöhnliche Folgen für den Ausbau der deutschen Universitätslandschaft haben sollte. Bevor ich das nachzeichne, darf ich zunächst noch einige eher äußerliche Anmerkungen, die für unser Thema von Bedeutung sind, anfügen.

Mit dem Ende des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation hatte sich die Zahl der Universitäten etwa halbiert, sind ca. 20 Universitäten zu zählen, an denen um 6-10.000 Studenten studierten. Die größte Fakultät war nunmehr die Philosophische, die nicht mehr als hilfswissenschaftliche, als artistische verstanden wurde. Sie beanspruchte hingegen die eigentlich führende zu sein und besaß dementsprechend oft mehr als ein Drittel aller Lehrstühle einer Universität, nach 1840 waren es z.T. sogar die Hälfte<sup>10</sup>. Dieses Wachstum hing auch mit der Vermehrung der

<sup>9</sup> Außer Th. NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte*; U. MUHLACK, *Die Universitäten im Zeichen von Neuhumanismus und Idealismus: Berlin*, in P. BAUMGART - N. HAMMERSTEIN (edd), *Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründungen der frühen Neuzeit*, (Wolfenbütteler Forschungen 4), Nendeln 1978, S. 299 ff. Welch bedeutsame, vor allem für die deutsche Universitätsgeschichte bezeichnende und typische Rolle dieser Neugründung zugemessen wurde, lassen neben den bekannten Äußerungen Humboldts auch die Vorlesungen Henrik Steffens über die Idee der Universitäten erkennen. In der 5. Vorlesung, gehalten im Wintersemester 1808/09 führte er u.a. aus: «Unsere Behauptung ist nun, daß die Universitäten solche Einrichtungen sind, durch welche die Jünglinge des Staats aufgefördert werden, durch Selbstbestimmung das Maß zu erringen, die Freiheit sich selbst zu erwerben. Und zu keiner Zeit dünkt es uns notwendiger, diese Würde der Universitäten, die dadurch zu den wichtigsten und ersten Einrichtungen des Staates erhoben wurde, zu behaupten. Denn nicht ohne Bedauern bemerken wir, wie die schöne Neigung, die Deutschland über alle übrigen Länder Europas erhob und ihm die erste Stelle anwies, diese nämlich, durch eigenes, inneres Bemühen um das Wesen des Daseins und der Dinge auf eine eigene Weise zu ergründen, immer mehr abnimmt, sodaß solche, die vormals die freie Richtung des Geistes mit fröhlicher und jugendlicher Unbefangenheit befolgten, nun, sei es durch den Druck der Umstände gelähmt, ... und so sich selbst, das Ringen nach höherer Freiheit gewaltsam unterdrückend, zu fortdauernder Knechtschaft verdammen ... so ist es doch unleugbar, daß diese Anstalten vorzüglich die Wege des nationalen Geistes und die Erwecker innerer Freiheit genannt werden müssen; sodaß wir, ohne uns zu irren, behaupten können, daß der Verfall der Universitäten mit dem Verfall der Nation selbst gleichen Schritt hält ... Wie innig aber solche Einrichtungen mit dem Wesen deutscher Eigentümlichkeit verschmolzen sind, erhellt vor allem daraus, daß der eigentliche Sinn der Universitäten bei allen anderen Nationen früher oder später erlosch, in Deutschland aber sich, selbst unter den ungünstigsten Umständen, erhielt und auch jetzt wohl unterdrückt, aber keineswegs verschwunden ist». Zit. nach *Die Idee der deutschen Universität*, Darmstadt 1956, hier S. 346 f.

<sup>10</sup> Zahlenangaben bei F. EULENBURG, *Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart*, Leipzig 1904; ferner die Tabellen 14-16 bei R. RIESE, *Die*



Disziplinen und Wissenschaften zusammen – ihr entsprach alsbald eine Vermehrung der Lehrstühle – aber vorab mit der steigenden Zahl der Studierenden, die diese Fakultät besuchten.

Die anderen Fakultäten verblieben zumeist in der überkommenen Form, im gewohnten Umfang zumindest bis in die Jahrhundertmitte. Vier bis sechs Theologen oder Juristen standen oft 12 bis 16 Philosophen gegenüber. Die noch immer schwache Medizinische Fakultät nahm zwar rapide an Lehrstühlen und Studenten zu, blieb aber während der ersten Hälfte des Jahrhunderts nach wie vor die kleinste. Bei der hohen Zahl der Professoren in der Philosophischen Fakultät darf nicht übersehen werden, daß die Naturwissenschaften, gemäß der traditionellen Einteilung der *artes liberales*, bis auf lange hinaus innerhalb dieser Fakultät gelehrt wurden. Erst 1863 trennte sich in Tübingen die erste Naturwissenschaftliche Fakultät von der Philosophischen <sup>11</sup>, was dann die neue Reichsuniversität Straßburg 1872 nachahmte. Beides blieb jedoch für lange ein Kopfschütteln hervorrufender Sonderfall.

Während sich innerhalb der Philosophischen Fakultät zunehmend neue selbständige Fächer ausbildeten und eigene Lehrstühle erhielten, – das ging nicht sehr rasch, aber z.B. im Bereiche der Philologie spalteten sich im Laufe des Jahrhunderts die neueren Philologien, also Germanistik, Romanistik, Anglistik etc. aus der Altphilologie ab – verharren Theologen und Juristen bis in die Mitte des Jahrhunderts noch in überkommenen Bahnen. Danach boten sie entschieden Neues und Anderes an, entsprechend der allgemein gewandelten Verhältnisse, und insofern waren sie auch nicht mehr mit den Vorläufern des 18. Jahrhunderts vergleichbar. Jedoch gab es in diesen Disziplinen nach wie vor keine eigentlichen Fachgebiete, die einzelnen Professoren von Anfang an zugeteilt worden wären. Die Jurisprudenz, die ohnedies während des 19. Jahrhunderts, zumindest den ersten zwei Dritteln, keine rasche und verändernde Richtung nahm, eher – in sich ruhend – neue Methoden durchspielte <sup>12</sup>, er-

*Hochschule auf dem Weg zum wissenschaftlichen Großbetrieb* (Industrielle Welt, Bd. 19), Stuttgart 1977.

<sup>11</sup> Seit 1859 hatte die Medizinische Fakultät und die mit ihr verbundenen Naturwissenschaften gegen die Mehrheit der diese Ausgliederung keineswegs befürwortenden Philosophischen Fakultät angekämpft, bis ein Machtspruch des Königs sowie der Stuttgarter Regierung die Trennung herbeiführte; vgl. H.M. DECKER-HAUFF - W. SETZLER, *Die Universität Tübingen von 1477-1977 in Bildern und Dokumenten* (500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen), Tübingen 1977, S. 244 ff.

<sup>12</sup> Pandekten Wissenschaft und historische Rechtsschule hatten – verglichen mit der

laubte es den Lehrstuhlinhabern nach wie vor über das gesamte Fachgebiet zu lehren. Auch konnte der Professor innerhalb der Fakultät auf-rücken, die Professoren sich ablösen. Ähnliches gilt auch für die Theologie. Erst um 1850 folgten diese Fakultäten den anderen und führten ih- rerseits Spezialisierungen ein.

Die war am stärksten in der Philosophischen Fakultät, wie bereits er- wähnt. Nicht nur die Fortschritte der Naturwissenschaften erzwangen dies – die sich übrigens ab 1850 zunehmend von den Philosophischen Diszi- plinen absetzen, selbst dort, wo sie in einer gemeinsamen, der Philoso- phischen Fakultät verblieben – sondern auch die unterschiedlichen geisteswissenschaftlichen Tendenzen selbst. Allein in der Medizinischen Fakultät waren damals analoge Entwicklungen festzustellen, was für un- sere chronologische Einteilung von Bedeutung sein wird.

Die Aufsplitterung der Wissenschaften führte zu einer weiteren, für das 19. Jahrhundert typischen Erscheinung. Nicht nur wurde es nach 1816 zunehmend üblich, für die Laufbahn innerhalb der Universität eine Habilitation vorauszusetzen. Berlin hatte auch hier das Muster vorgege- ben. Es bedeutete das ferner, daß eine zunehmende Anzahl von Privat- dozenten und später auch von Extraordinarien entstand. Die Verhältnis- se verschoben sich gegenüber früheren Jahrhunderten sehr rasch und sehr nachhaltig: den Lehrstuhlinhabern stand eine zunehmend große Zahl von Nichtordinarien gegenüber, was nicht nur hochschulpolitisch Pro- bleme und Fragen aufwarf<sup>13</sup>. Ihnen war oftmals anheim gegeben bzw. erlaubt, über nicht zentrale Fächer und Themen einer Fakultät, über Randphänomene und scheinbar abwegige Disziplinen zu lesen. Ja, es wurde geradezu zur Notwendigkeit, solche nicht eingetretene Pfade zu beschreiten, um ggf. über diesen Weg Ansehen, Erfolg, Anerkennung zu erreichen.

Viele der während des 19. Jahrhunderts eingeführten Disziplinen wur- den zunächst als Steckenpferde der Privatdozenten und Nichtordinarien geritten und so zu akademischem Ansehen geführt. Nicht zuletzt im naturwissenschaftlichen und medizinischen Bereich war dies vielfach der Fall, was insgesamt die Wissenschaften selbst gewaltig förderte, sie aus- breitete und das Wissen insgesamt ständig vermehrte. Ophthalmologie,

Entwicklung der Disziplinen in der Philosophischen Fakultät – zu Anfang des Jahrhun- derts bereits ihre für die erste Jahrhunderthälfte bestimmende Form und Ausgangslage, den Grund ihrer Probleme gewonnen. Nur insoweit – also relativ – trifft diese Feststel- lung zu! – Vgl. F. WIEACKER, *Privatrechtsgeschichte der Neuzeit*, Göttingen 1967, 5. Teil.

<sup>13</sup> Hierzu u.a. A. BUSCH, *Geschichte des Privatdozenten*.

Zahnheilkunde, Hals-, Nasen-, Ohren-, Kinderheilkunde usw. konnten im Laufe des Jahrhunderts eigenständige Disziplinen werden, weil sich Junghabilitierte auf diesem Feld spezialisierten und erfolgreich den Nutzen belegen konnten<sup>14</sup>. Ganz analoge Vorgänge waren in den Naturwissenschaften und den technischen Disziplinen üblich, und selbst in der Philosophischen Fakultät konnten sich Spezialisten auf Dauer zu Vertretern eines neuen und nunmehr anerkannt akademischen Faches entwickeln. Geographie, Pädagogik, Indogermanistik usw. verdankten dieser «Zellteilung» ihre Existenz. Indem im Laufe des Jahrhunderts der philosophische Historismus Hegels zu einer Art Relativismus sich fortentwickelte (nicht überall und notwendigerweise), war es schließlich möglich, daß nahezu alles zur Wissenschaft erklärt werden konnte. War nur jemand vorhanden, der an einer bestimmten Sache Interesse bekundete, konnte er dieses Interesse – immer vorausgesetzt, es führte wenigstens zu scheinbaren Erfolgen – zur Wissenschaft erklären. Die ältere wissenschaftliche Werthierarchie des Wissens, die eigentlich seit Aristoteles angenommene und ununterbrochen tradierte Wertigkeit der Disziplinen innerhalb eines beständigen wissenschaftlichen Kosmos, galt auch auf diesem Gebiet im 19. Jahrhundert nicht mehr! Dafür fühlten sich aber die staatsverbundenen Bürger in der Pflicht, den Fortgang und das Gedeihen der Wissenschaften und ihrer Institutionen der Universität auch zu ihrer Sache zu machen. So konnte im preußischen Abgeordnetenhaus während des letzten Drittels des Jahrhunderts darüber gestritten werden, ob die Entwicklung hin zu immer mehr Wissenschaften verhängnisvoll – wie es Mommsen damals annahm<sup>15</sup> – oder begrüßenswert sei. Der Abgeordnete Ostendorf erklärte dort:

«Nun ist zwar geäußert worden, die Universität könne doch nicht alles in sich schließen. Meine Herren, sie kann und soll alles in sich schließen, was sich wissenschaftlich behandeln läßt und was zur Vorbereitung auf die spätere Wirksamkeit in den Schulen wissen-

<sup>14</sup> H.H. EULNER, *Die Entwicklung der medizinischen Spezialfächer an den Universitäten des deutschen Sprachgebiets*, Stuttgart 1970.

<sup>15</sup> «Nicht bloß die Universitäten leiden darunter, sondern die ganze Bildung der Nation, daß man die Universitäten allmählich zu einem Mädchen für alles macht und meint, daß, was bei den Universitäten für den wissenschaftlichen Unterricht nicht vertreten ist, überhaupt nicht gelehrt wird. Meine Herren, das ist die Grundbestimmung der Universitäten, daß sie zum Selbstunterricht anregen. Wir müssen unsere Fachstudien so anlegen, daß derjenige, der sie gründlich und ernstlich treibt, auf das Bedürfnis der Allgemeinbildung sich hingedrängt fühlt und diese allgemeine Bildung sich da verschafft, wo jeder sie sich verschaffen kann, in den Büchern, vor den Bildern, und wo sonst die allgemeinen Bedingungen zu finden sind», hatte 1875 Mommsen im Preußischen Abgeordnetenhaus gesagt; zit. nach A. BUSCH, *Geschichte des Privatdozenten*, S. 83.

schaftlich betrieben werden muß. Da weise man uns nicht hin auf das Selbstdenken und Selbstlernen, unsere Studenten bedürfen auch der Anregung von außen».

Vor allem könnte nicht angegeben und bestimmt werden, was und wie Wissenschaft sei<sup>16</sup>. Und Ingaz Jastrow stellte 1896 fest: «Das Gedeihen neuer Richtungen in der Wissenschaft kann zuweilen davon abhängen, daß einige wenige opferwillige Vertreter sich bereit finden, in der freien Lehrtätigkeit des Privatdozenten diese Richtung jahrelang unausgesetzt zu vertreten und sie schließlich zur Anerkennung zu führen»<sup>17</sup>. Immer feinere, speziellere und ausgefeiltere Kenntnisse standen zu erwarten, sodaß dem Fortschreiten der Menschheit hin zu mehr Vervollkommung und besserem Leben keine unüberwindlichen Hürden mehr entgegenstehen schienen.

«Manchmal schwindelt mir, wenn ich bedenke, in welchem Zeitalter der Revolution wir leben! Geologie, Morphologie, Physiologie, Anthropologie völlig reformiert, Geschichte in Geburtswehen um ein neues Kleid anzuziehen, Nationalökonomie und Statistik eben geboren, Metereologie eben geschaffen und zu alledem noch das Dämmerungslicht eines universell-wissenschaftlichen Bildungsideals, das in vielen jungen und schon auch in vielen alten tonangebenden Köpfen wiederauflebt – wenn das nicht gärendes Zeitalter ist, dann hats noch keines gegeben»<sup>18</sup>,

schreibt Anton Dohrn 1866 an seinen Vater.

Die zunehmende Vielfalt der Gegenstände und Wissenschaften förderte die Einrichtung und Unterteilung in eine Lehrhierarchie. Das galt als sinnvoll und notwendig für diesen Fortschritt. Allein die Ordinarien beanspruchten weiterhin, das Gesamte eines Faches angemessen beurteilen und vertreten zu können. Darunter gab es dann allenfalls eingeschränkte, in sich wiederum abgestufte Kompetenzen (für sich zwar jeweils unbestritten), aber nicht zur gleichberechtigten Teilnahme an der Universitätsselbstverwaltung eignend.

Trotzdem bestimmten ab 1870 Nichtordinarien immer stärker die Entwicklung neuer Disziplinen bzw. die Verbesserung der älteren. Die ao. Professoren erhielten ab 1870 ein ständig größeres Gewicht, sie wurden zu einem eigenen, inneruniversitären Problem – was hier aber nicht darzustellen steht.

Diese eher allgemeinen Anmerkungen lassen z.T. bereits erkennen, welche unterschiedlichen Phasen im Blick auf unser Thema zu berücksichtigen sind.

<sup>16</sup> *Ibidem*.

<sup>17</sup> J. JASTROW, *Die Stellung des Privatdozenten*, Berlin 1896, S. 1.

<sup>18</sup> A. BUSCH, *Geschichte des Privatdozenten*, S. 48.

sichtigen sind. Es sind drei, da ich die Zeit nach 1870 nicht eigentlich mehr berücksichtige. Das gründet darin, daß mit dem Entstehen des Kaiserreichs, der neuen politischen Ordnung, aber auch der Ausweitung der Universitäten und Wissenschaften selbst eine gleichsam neue Dimension erreicht war, die von der früheren Entwicklung deutlich abhebt. Sie verweist auf die Entwicklung im 20. Jahrhundert, untersteht anderen Gesetzmäßigkeiten und mentalen Bedingungen, sodaß mir dieser Einschnitt sinnvoll und vertretbar erscheint, ohne daß ich ihn allzu eng einhalte, mich nicht sklavisch darauf festlege.

Die erste Phase ist die des idealistischen, neoklassizistischen Bildungs- und Kulturideals, die Zeit also des deutschen Idealismus, der Klassik und Romantik, um es stichwortartig solcherart zu benennen. Mitten in sie hinein fällt die Gründung der Universität Berlin, die so recht Ausdruck dieser Gesinnung ist, die in Weimar, und zu Beginn des Jahrhunderts wie zu Ende des vorausgehenden in Jena vorübergehend ihr Analogon hatte. In Berlin vollzog sich der grundlegende Wandel im Verständnis der Wissenschaften und Universitäten, der das 19. Jahrhundert so entschieden von den früheren unterscheiden sollte. Die Universitäten wurden auf Forschung, nicht auf Vermittlung, Erklärung und Ausbreitung eines festen wissenschaftlichen Kosmos festgelegt. Humboldts Auftrag, dies Forschen als etwas nie Beendetes, immer Offenes, als Werden, nicht als bereits Gewonnenes zu betrachten, änderte die Gelehrsamkeit und die Auffassung von ihr grundlegend, gab den Universitäten ein neues Selbstverständnis und einen anderen Auftrag. Das galt selbst dann, wenn sie in der überkommenen Erziehungs- und Lehrorganisation verharren.

Dementsprechend beanspruchte die Philosophische Fakultät nach den vielen Jahrhunderten «mißbräuchlicher», wie man jetzt sagte, Indienstnahme durch die sogenannten höheren nun ihrerseits, die bestimmende, wegweisende, die Dinge auf den Begriff bringende zu sein. Der Philosoph war nunmehr der Weise, der Gebildete. Die Vertreter der höheren Fakultäten wurden hingegen als bloße Praktiker, als «Handwerker», als nutzbringende Spezialisten betrachtet. Daß dabei nicht einmal klar war, welche Art der Philosophie, welche Form der Bildung die allgemeine sei – jeder Professor beanspruchte das für seine Art der wissenschaftlichen Anschauung – änderte an diesem Sachverhalt zunächst nichts. Da der Zeitgeist zudem fast immer eine historische Ausrichtung hatte, war gewährleistet, daß das Denken und die Werte historisch mit legitimiert werden mußten. Für die Auffassung des Modernen hatte das wichtige Folgen.

Bevor ich jedoch darauf eingehe, darf ich die beiden weiteren Phasen nennen, die die wissenschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts bis hin zu den 1870er Jahren unterteilen lassen. Da ist einmal die Zeit, die als die eigentlich vormärzliche, also die ab 1830 etwa, bezeichnet werden könnte. Sie reicht bis in die späten 40er Jahre des Jahrhunderts, als nicht nur die Ereignisse der Frankfurter Paulskirche, der Revolution von 1848, ihre auch für die institutionelle Seite der Universitäten feststellbare Bedeutung hatten, sondern sich gleichsam innerwissenschaftlich neue Tendenzen bemerkbar machten. Sie werden in der Zeit zwischen 1850 und 1870 grundlegend für die Entwicklung naturwissenschaftlich-medizinisch-technischer Wissenschaften. Es kommt zu den Anfängen dessen, was Harnack später nennt «Universität als Großbetrieb». Überall werden neue Institute, werden Seminare, Krankenhäuser, Laboratorien etc. gebaut und eingerichtet, nehmen die Wissenschaften und Universitäten ihren Weg in das 20. Jahrhundert.

Wenn der in den ersten beiden Phasen vehement geäußerte Anspruch, die Universitäten und Wissenschaften hätten auch politisch führend und maßgebend zu sein, zunehmend der Vergangenheit angehören sollte, so wurde doch der aufrechterhalten, ja noch gesteigert, geistig maßgeblich und stilbildend zu sein. Die Vertreter der Wissenschaften konnten während des Jahrhunderts zunehmend davon ausgehen, als Akademikerstand der eigentliche Stand innerhalb des Volkes zu sein.

«Die Gesamtheit der akademisch Gebildeten stellt in Deutschland eine Art geistiger Aristokratie dar. Es gehören dazu die Geistlichen und Lehrer, die Richter und Beamten, die Ärzte und Techniker, kurz alle, die durch einen Kursus auf der Hochschule sich Eintritt in einem der gelehrten oder dirigierenden Berufe verschafft haben. Sie bilden in ihrer Gesamtheit eine Art Amtadel, wie sie denn auch alle an der Staatsregierung und Staatsverwaltung beteiligt sind ... Im Ganzen bilden die Inhaber dieser Berufe eine homogene gesellschaftliche Schicht; sie erkennen sich eben aufgrund der akademischen Bildung als sozial Gleichstehende an ...

Umgekehrt: Wer keine akademische Bildung hat, dem fehlt in Deutschland etwas, wofür Reichtum und vornehme Geburt nicht vollen Ersatz bieten. Dem Kaufmann, dem Bankier, dem reichen Fabrikanten oder auch dem Großgrundbesitzer, er mag in anderer Hinsicht noch so überlegen dastehen, wird gelegentlich der Mangel an akademischer Bildung empfindlich. Und die Folge ist, daß die Erwerbung der akademischen Bildung zu einer Art gesellschaftlicher Notwendigkeit bei uns geworden ist, mindestens die Erwerbung des Abiturientenzeugnisses, als des potentiellen akademischen Bürgerrechts. Nur das Portpée dispensiert ihn einigermaßen von dieser Forderung».

Nicht ganz zu Unrecht, freilich vorab für das wilhelminische Bürgertum, faßte F. Paulsen diese Auffassung solcherart zusammen<sup>19</sup>. Und Paul de

<sup>19</sup> *Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium*, Berlin 1902, S. 150 f.

Lagarde zog das schlicht zu dem ebenfalls toposartigen Charakteristikum zusammen:

«Zum Adel gehören ... ferner (nach den im Sinne des preußischen Landrechts adligen Personen) alle diejenigen, welche, sei es als Offiziere, sei es als studierte Beamte, Prediger, Priester und Lehrer in unmittelbarem oder mittelbarem Dienste eines deutschen Staates oder des deutschen Reichs stehen ...»<sup>20</sup>.

Nicht von ungefähr erscheinen inzwischen rein äußerlich die Univesitäten und Bibliotheken, Museen und Theater die hehren Tempel der Bildung und des Wissens. Immense Bauprogramme erneuern die Universitätsstädte und richteten sich dabei bewußt an historischen, idealisierten, vorgegebenen Mustern aus. «In keinem anderen Land der Welt sind den Naturwissenschaften Paläste und Tempel errichtet worden, wie sie in Deutschland allerwärts auf den Universitäten erstanden sind und noch erstehen», urteilte erneut ein wilhelminischer Professor<sup>21</sup>. «Hier waren die Voraussetzungen gegeben, von der hippokratischen zu einer naturwissenschaftlichen Medizin überzugehen und hier wurde Claude Bernards Traum, das Laboratorium zum Tempel der Medizin zu machen, zuerst verwirklicht», berichtet ganz unreflektiert ein reisender Medizinprofessor<sup>22</sup>.

Die erste Phase, die der Berliner Universität, war bestimmt vorab von den Erfahrungen der Französischen Revolution, der Abwehr der napoleonischen Hegemonieversuche, den Befreiungskriegen, dem Nationalstaatpathos, dem deutschen Idealismus Fichtes, Schellings und vor allem Hegels. Ein neuer Begriff des Individuums – seit Sturm und Drang, seit dem Geniekult sich, entfaltend – wurde in dieser Philosophie wie in der klassischen Dichtung gewonnen<sup>23</sup>, ebenso wie ein emphatischer Begriff der Freiheit. Beide blieben auf lange hinaus Leitbegriffe. Nicht nur gegen Absolutismus, Pfaffentum, Fremdherrschaft wandten sie sich sondern auch gegen jede nur denkbare Form einer Eingrenzung und Beengung. Nicht von ungefähr wurde von Hegel der Gang der Weltgeschichte als die Entwicklung hin zu dieser Freiheit, zur Selbststimmung des Individuums interpretiert. Für Schleiermacher war es in seinen «Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im Deutschen

<sup>20</sup> *Die Reorganisation des Adels*, 1881, in *Deutsche Schriften*, Leipzig 1924, S. 328.

<sup>21</sup> A.W. HOFMANN, 1880, zit. nach A. BUSCH, *Geschichte des Privatdozenten*, S. 74.

<sup>22</sup> *Ibidem*, S. 75.

<sup>23</sup> Vgl. u.a. J. SCHMIDT, *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik, 1750-1945*, 3 Bde., Darmstadt 1988<sup>2</sup>.

Sinn» gleichermaßen deutlich, daß «auch die mindeste Spur von Zwang, jede noch so leise bewußte Einwirkung einer äußeren Autorität ... verderblich» sei: «... den je mehr sich der Geist der Wissenschaft regt, desto mehr wird sich auch der Geist der Freiheit regen ...», wie er als Glaubenssatz für das 19. Jahrhundert formulierte <sup>24</sup>.

Die Notwendigkeit, die eigene Situation historisch abzuleiten und zu legitimieren, führte dazu, daß die bereits während der Aufklärung gewonnenen Vorstellungen der Entwicklung der Menschheit insgesamt sowie der Geschichte des eigenen Volkes nunmehr vertieft und sozusagen mit innigerer Emphase neu begründet wurden. Die bereits dem aufgeklärten 18. Jahrhundert selbstgewisse Vorstellung, in Renaissance oder Reformation gäbe es verbindliche Normen für die Spätergeborenen, wurde eigentlich nicht wesentlich geändert. Sie wurde – ich darf es wiederholen – nur mit neuer Begründung und auch historischerem Sinn wiederholt und insoweit verbessert. Es gab allenfalls unterschiedliche Auffassungen darüber, ob – wie bei den Romantikern – das Mittelalter eine Normfunktion für die Moderne habe <sup>25</sup>, oder ob – wie es zumeist im deutschen Idealismus und dementsprechend auch in den meisten Wissenschaften der Fall war – die Zeit ab 1500 die eigentlich wichtige und moderne sei. Anders als die Aufklärung, die solche Vorreiter oder normativen historischen Phasen als Stufen auf dem Weg hin zu einer höheren Entwicklung betrachtete leitete nunmehr die neue Geschichtswissenschaft in fast humanistischer Weise aus ihnen Leitbild, Auftrag und Präfiguration ab.

Indem zugleich der Nationalstaatsgedanke, die Vorstellung eines Volksgeistes, einer «Deutschheit», eines eigenen und zugleich eigenartigen Charakters als gegeben, wünschenswert und noch immer weiter zu entwickeln vorgestellt wurden, konnten und mußten aus solchen «Vorformen der Neuzeit» die Aufgaben für die Gegenwart erkannt und abgeleitet werden. Sei es, daß in den Anfängen, im Mittelalter oder noch früheren Zeiten die Wurzeln des Deutschen aufgesucht und angenommen wurden, oder sei es – was im Grunde alsbald der Gemeintopos wurde – daß in der Reformation die eigentliche Formung des Deutschen

<sup>24</sup> Im Teil 5, «Von den Sitten der Universitäten und von der Aufsicht», hier in *Die Idee der deutschen Universität*, S. 277; vgl. insgesamt zur Problemstellung P. SCHIERA, *Il laboratorio borbese. Scienza e politica nella Germania dell'Ottocento* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico, Monografia 5), Bologna 1987.

<sup>25</sup> Vgl. dazu R. ELZE - P. SCHIERA (ed.), *Il Medioevo nell'Ottocento in Italia e Germania / Das Mittelalter im 19. Jahrhundert in Italien und Deutschland* (Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento, Contributi/Beiträge 1), Bologna - Berlin 1988.



aufgrund seiner auch früheren Geschichte gefunden wurde: jeweils wurde in einem historischen Ereignis der letztlich gegenwärtige, also moderne Charakter erkannt. Das gesamte 19. Jahrhundert über wirkten solche Positionen als Leitbilder, als stilbildende Denkmuster fort. An einigen – ältere Vorstellungen durchaus fortführenden – Zitaten soll das belegt werden. Zunächst kommt Hegel hier eine hohe Bedeutung zu. Er brachte das der Zeit Evidente, von vielen Geäußerte in entschiedener Form zum Ausdruck.

«Es ist ein großer Eigensinn, der dem Menschen Ehre macht, nicht in der Gesinnung anerkennen zu wollen, was nicht durch den Gedanken gerechtfertigt ist, – und dieser Eigensinn ist das charakteristische der neueren Zeit, ohnehin das eigentümliche Prinzip des Protestantismus. Was Luther als Glauben im Gefühl und im Zeugnis des Geistes begonnen, es ist dasselbe, was der weiterhin gereifte Geist im Begriffe zu fassen, und so in der Gegenwart sich zu befreien, und dadurch in ihr zu finden bestrebt ist.» – heißt es in der Vorrede zu den Grundlinien der Philosophie des Rechts von 1829.

Geist, Selbstdenken, – also Freiheit und Autonomie, diese Schlüsselworte des 19. Jahrhunderts – als Grund und Ursache der Reformation; sie ist der Aufbruch der Befreiung des Menschen zum Verstehen der Welt und der Schöpfung im begrifflichen System!

Aber selbst für eine weniger säkularisierte und mundanisiertere Sicht der Ereignisse, für den Versuch reaktionärer Rückführung der in den Befreiungskriegen scheinbar außer Rand und Band geratenen Universitäten und ihrer Studentenschaften konnte das verpflichtende Ideal der Reformation, ihr neues modernes Moment Grund sein, um zu einer besseren Bestimmung zu finden. Bezeichnend dafür darf etwa das Memoria des evangelischen, preußischen Bischofs Eylert von 1819 gelten, das einer Reform des Schul- und Kirchenwesens gewidmet war. Da beklagte er zwar, daß

«die Wissenschaft, welche auf Akademien, namentlich im Fache der Theologie und Philosophie gelehrt wird, ... das feste, positive Wissen verloren [habe], und in die Stelle desselben ... eine exzentrische Willkür getreten [sei], welche in anmaßender Neuerungssucht Systeme baut und zerstört und in diesem stetigen luftigen Wechsel die Sprache und Begriffe verwirret. Diese seichte Willkür im Lehren ist, was in der Natur der Sache liegt, in die herrschende Gesinnung eingedrungen und zügellose Freiheit geworden, die keine Ordnung mehr ehrt und jedes Gesetz mit Füßen tritt. Die akademische Freiheit hat sogar in unseren Tagen die Sphäre überschritten und ist revolutionäre Politik geworden, sodaß unwissende leidenschaftliche Jünglinge, die noch nichts gelernt haben, sich zu Lehrern der Nation und ihrer Fürsten aufwerfen und der Welt mit Gewalt ihre phantastischen Projekte aufdrängen»<sup>26</sup>.

<sup>26</sup> Zit. in M. LENZ, *Geschichte der königlichen Friedrich-Wilhelm Universität zu Berlin*, IV, Halle 1910, S. 384.

Natürlich habe dies auch nicht vor der evangelisch protestantischen Kirche haltgemacht, sodaß beide reformiert werden müßten, um sich wieder auf ihren wahren, eigentlichen modernen Gehalt zu besinnen. Den begriff Eylert als den viel «moderneren», verglichen mit den zeitgenössisch «revolutionären». Denn mit Luther sei die neue Zeit eröffnet worden, zu deren Idealen zurückzukehren einer Befreiung gleich komme.

«Das der christlichen Kirche von ihrem Stifter selbst gegebene, und im 16. Jahrhundert von den Reformatoren wieder gereinigte herrliche Fundament: den Glauben an Jesus, als den Heiland und Erlöser der Welt und an die alles entscheidende Autorität seines Worts, haben, besonders seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, die Diener der Kirche selbst untergraben und es gegen die bunten Wechsel der jedesmal herrschenden Zeitphilosophie vertauscht».

Es müsse also wieder zu den Reformatoren zurückgekehrt werden, die lutherische Ordnung und Zucht, wofür die Obrigkeit einzustehen habe, die Geister bestimme. Gewiß wird hier ein alt-lutherisch reaktionäres Weltbild als «modern» auszugeben gesucht. Aber es bleibt in seiner Übereinstimmung mit der allgemeinen zeitgenössischen Auffassung vom Grundereignis der Eröffnung der Neuzeit selbst als Gegenbeispiel beweiskräftig für den gemeinten Zusammenhang.

Luther wurde solcherart zur Zentralfigur. Selbst für die deutschen Katholiken habe er – so schildert es Gustav Freytag in den *Bildern aus der deutschen Vergangenheit*, 1850 – das wahre Selbstverständnis, das Deutsche, gebracht. Er habe nämlich

«dem gemeinsamen Grunde aller deutschen Bekenntnisse, unsern tapfern, frommen, ehrlichen Innerlichkeit so gewaltigen Ausdruck gegeben ..., daß in Lehre und Sprache, in bürgerlicher Ordnung und Sittlichkeit, in den gemüthlichen Neigungen des Volkes, in Wissenschaft und Dichtkunst soviel von seinem Wesen übrig geblieben ist, woran wir alle noch mit teilhaben»<sup>27</sup>.

Weit über die religiöse Neuerung hinaus wird Luther und der Reformation also zuerkannt, das Moderne, den deutschen Nationalcharakter, die deutsche Sprache geprägt zu haben. Gustav Freytag konnte volkstümlich solcherart argumentieren, weil seit dem frühen 19. Jahrhundert diese Auffassung in den Wissenschaften verbindlich formuliert worden war. Sicherlich war es zutreffend, wenn Hegel in der *Religionsphilosophie* 1832 etwa feststellte:

<sup>27</sup> Zit. nach H. BORNKAMM, *Luther im Spiegel der deutschen Geistesgeschichte*, Heidelberg 1955, hier S. 52.

«Es ist unendlich wichtig, daß dem Volk durch die lutherische Bibelübersetzung ein Volksbuch in die Hand gegeben ist, worin sich das Gemüt, der Geist auf die höchste, unendliche Weise zurechtfinden kann, in katholischen Ländern ist darin ein großer Mangel. Dort ist die Bibel das Rettungsmittel gegen alle Knechtschaft des Geistes»<sup>28</sup>.

Das hatten bereits die Brüder Grimm festgestellt und auf dieser Basis ihr Wörterbuch in Angriff genommen. So schreibt Jacob in der Vorrede zur deutschen Grammatik 1822:

«Luthers sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren reinheit, auch ihres gewaltigen einflusses halber für kern und grundlage der neuhochdeutschen sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen tage nur sehr unbedeutend, meist zum schaden der kraft und des ausdrucks abgewichen worden ist. Man darf das neuhochdeutsche der tat als den protestantischen dialekt bezeichnen, dessen freiheit atmende natur längst schon, ihnen unbewußt, dichter und schriftsteller des katholischen glaubens überwältigte. Unsere sprache ist, nach dem unaufhaltbaren laufe aller dinge, in lautverhältnissen und formen gesunken ... was aber ihren geist und leib genährt, verjüngt, was endlich blüten neuer poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als luthern»<sup>29</sup>.

Daß unter diesen Umständen – nur in Paranthese sei es eingefügt – Dichtung in Deutschland während des späten 16. und 17. und noch im frühen 18. Jahrhundert bis hin zu Lessing nicht stattgefunden habe, war insoweit schon damals und nicht erst der Germanistik des späteren 19. Jahrhunderts selbstverständlich.

Wiederum 1846 hat Wilhelm Grimm es auf dem Germanistentag in Frankfurt als Aufgabe des gemeinsam mit seinem Bruder erstellten Wörterbuchs bezeichnet:

«Wir wollen kein Gesetzbuch machen, das eine starre Abgrenzung der Form und des Begriffes liefert und die nie rastende Beweglichkeit der Sprache zu zerstören sucht. Wir wollen die Sprache darstellen, wie sie sich selbst in dem Laufe von drei Jahrhunderten dargestellt hat, aber wir schöpfen nur aus dem, in welchem sie sich lebendig offenbart ...»<sup>30</sup>.

Also, die moderne deutsche Sprache beginnt mit Luther, wengleich Grimm damals, bereits ganz im Sinne der neuen Denkrichtung hinzufügte, daß es «jedem, in welchem sich das Gefühl für die Sprache rein erhalten hat, ... das Recht [bleibe], den Inhalt eines Worts zu erweitern oder zusammenzuziehen, der Fortbildung wird keine Grenze gesetzt, aber

<sup>28</sup> *Religions-Philosophie*, 3. Teil: *Die absolute Religion* (Jubiläums-Ausgabe, Bd. 16), S. 290; *ibidem*, S. 143 (Reprint Stuttgart-Bad Cannstadt 1965).

<sup>29</sup> Zit. *ibidem*, S. 176.

<sup>30</sup> Zit. nach F. SCHNABEL, *Deutsche Geschichte*, S. 464.

sie muß auf dem rechten Weg bleiben ...». Oder wie er an anderer Stelle feststellte:

«Das Mittelalter zu erforschen, um es in der Gegenwart wieder gelten zu machen, wird nur der beschränktesten Seele einfallen; allein es beweist auf der anderen Seite gleiche Stumpfheit, wenn man den Einfluß abwehren wollte, den es auf Verständnis und richtige Behandlung der Gegenwart haben muß»<sup>31</sup>.

Luther und die Reformation eröffnen die Neuzeit, oder anders gewendet: die Moderne, die auch das ältere, gute Deutsche konserviert, bestimmt den deutschen Geist und selbstverständlich auch die Wissenschaft. Insgesamt vermochten die Vertreter dieser Auffassung – nicht zuletzt auch im Wunsch zu nationaler Einheit – diesem Sachverhalt eine innere Tendenz hin zu vermehrter Einheitlichkeit zuzusprechen. Für Jacob Grimm war die Juli-Revolution 1830 insoweit ein Anlaß, wie er Savigny schrieb,

«ich hoffe der himmel wird deutschland erhalten. Wird dem deutschen volke bewilligt, was ihm nicht mehr vorenthalten werden kann, so muß auch das geschwächte nationalgefühl ein neues leben empfangen und dann ist von den franzosen nichts zu fürchten. Aber die fürsten müssen ihren alten gewohnheiten und neigungen einige gewalt antun und aufrichtig erkennen, daß die zeit unumschränkter herrschaft vorüber ist, daß das volk eine andere sicherheit haben will, als die in dem privatcharakter eines sterblichen fürsten liegen kann. Gott weiß allein die folgen und den ausgang dieser bewegung, er lenkt sie vielleicht zu unserem größten besten. Nicht unmöglich wäre, daß eine viel weitere ausbreitung des protestantismus mit daraus hervorginge und der spaltung in glaubenssachen wenigstens für deutschland ein ende gemacht werde»<sup>32</sup>.

Das bereits im alten Reich gelegentlich herbeigewünschte protestantische Kaisertum<sup>33</sup> könnte in aufgeklärter Form und über solche Umwege nicht zuletzt zum Segen der Wissenschaft und Kultur Deutschland verjüngen und beleben.

So wird es zu einem der selbstverständlichen Glaubenssätze, daß die Wissenschaft in Deutschland eigentlich protestantisch sei. Nichtprotestanten wird letztlich nicht die Fähigkeit zugemessen, wissenschaftlich zu denken, weil allein im Protestantismus Freiheit und individuelle Haltung gegeben seien. Was das wissenschaftspolitisch für die Geschichte der deutschen Universitäten bedeutet, steht hier nicht zu erörtern, dürfte aber allgemein bekannt sein. Indirekt akzeptierten die deutschen Katholiken dieses Diktum, dem sie sich allein durch

<sup>31</sup> *Ibidem*, S. 463.

<sup>32</sup> *Briefe der Brüder Grimm an Savigny* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, 23), Berlin 1953, S. 360, Brief vom 29. September 1830.

<sup>33</sup> H. DUCHHARDT, *Protestantisches Kaisertum und Altes Reich*, Wiesbaden 1977.

«Kampfverbände», in gleichsam negativer, polemischer Abwehr zu entwinden suchten. Für sie wie noch viel mehr für jüdische Gelehrte blieb daher eine wissenschaftliche Laufbahn an führenden Universitäten außerhalb katholischer Reichsteile das ganze Jahrhundert über nahezu unmöglich. Aber zurück zu der Ineinsetzung der Moderne mit der Reformation.

Anlässlich der Säkularfeier der Geburt Luthers stellte Albrecht Ritschl, der bedeutende und damals führende evangelische Theologe fest:

«In dem Gebiete der Kultur nimmt der Staat die erste Stelle ein. Demnach ist das Verständnis der christlichen Freiheit durch Luther, diese rein religiöse Idee, der Schlüssel für die Richtung, in welcher die weltgeschichtlichen Staaten seit mehr als 300 Jahren als Träger eigentümlicher Kultur ihren Gang genommen haben. Die zweite Bedingung aller Kultur ist die Schätzung der Arbeit. Auch hierfür hat Luther den Maßstab an die Hand gegeben, indem er jede gemeinnützige Arbeit, hoch wie niedrig, als den Stoff des regelmäßigen Dienstes gegen Gott anerkennt und der Treue im Beruf priesterlichen Charakter beigelegt hat»<sup>34</sup>.

So wurde 1883 das Selbstverständnis des modernen, bildungsbürgerlichen Kaiserreichs unbewußt typisch formuliert.

Während des 18. Jahrhunderts war es eigentlich üblich gewesen, der Renaissance und dem Humanismus die Eröffnung der Modernen zuzugestehen. Dieser Gedanke taucht in der deutsch-idealistischen vor allem dann auch borussischen Vorstellung freilich kaum mehr auf. Nur dort, wo Geschichtsschreibung im europäischen Kontext, wie etwa bei Ranke betrieben wurde, konnten auch solche Vorstellungen beibehalten und tradiert werden<sup>35</sup>. Die Festlegung auf die Reformation als eines deutschen Ereignisses war der nationalen Emphase des frühen 19. Jahrhunderts viel überzeugender als die auf ein allgemeines europäisches Phänomen. Die zudem vorab ästhetische Seite der Renaissance – wie man es gern sah – die in der katholischen «Überschätzung» des «Äußerlichen, Prächtigen, Tönenden und Bunten» fortzuleben schien, war weniger akzeptabel als die literarische, auf Innerlichkeit und Begriff, auf Geist verweisende Luthers. Insoweit war Jacob Burckhardt zunächst eine Ausnahme. Für ihn blieb nämlich die Zeit der Renaissance das eigentliche Eingangstor in die Moderne, ja noch mehr, eine überhöhte Moderne, deren Verlust zu beklagen stand. Die Reformation erschien zwar auch ihm als ein wichtiger Vorgang, der zur Verinnerlichung der Religion beigetragen, eine

<sup>34</sup> Zit. nach H. BORNKAMM, *Luther*, S. 206.

<sup>35</sup> Vgl. den Beitrag von U. MUHLACK in diesem Band.

stärkere Berücksichtigung des Seelischen gebracht habe. Freilich sei darüber «ebenso viel naive, primitive Kraft zugunsten dieses Gemeinguts verloren» gegangen, daß füglich auch eine Verlustrechnung aufzumachen sei. Indem die Reformation insgesamt zu einer Verwissenschaftlichung der Theologie geführt habe, habe sie zugleich deren spätere Mattigkeit und Stréitsucht gleichermaßen mitbedungen. «Freiheitlich» sei das Ganze kaum zu nennen, wie Burckhardt in Vorlesungen ausführte. «Im 16. Jahrhundert aber trat zwischen Altes und Neues das gegenseitige Exekrieren. (Oft hielten sie auch ihren eigenen Zorn für den Zorn Gottes). Wer eine andersgläubige Minorität dulden sollte, konnte meinen, den Zorn Gottes auf sich und sein Land zu ziehen; ...». Das könne man, meinte Burckhardt, doch kaum als den modernen Begriff der Freiheit bezeichnen.

«Die heutige Freude daran, daß die Reformation die sogenannte 'geistige Freiheit' begründet habe, dahingehend, daß die Reformation die Sturmböcke gegen jede Autorität zugunsten jeder Schrankenlosigkeit gewesen, ist eigentlich schon damals die Meinung vieler gewesen, aber zum Abscheu und Jammer der Reformatoren selbst, welche ihre spezielle Dogmatik als Bedingung allen Seelenheils auffaßten»<sup>36</sup>.

Mit Burckhardts *Kultur der Renaissance in Italien* traten Renaissance und Humanismus – zumindest teilweise – wieder in ihr Recht, als (Mit-)Mutter der Moderne ein. Für das deutsche Bewußtsein, die deutsche Historiographie blieben sie das jedoch eher am Rande. Die Reformation, Luther behielten hier entschieden den Primat.

Allenfalls streng liberale Männer vermochten der befreienden Wirkung der Renaissance gleichwichtige Funktionen zuzuerkennen. Sie verquickten das gern mit der «Wiedergewinnung des griechischen Denkens», des Griechentums. Wie in der Klassik schien die höchste und eigentliche Stufe des Deutschen dem Griechischen kongenial, dem Römisch-Epigonalen überlegen, das den Franzosen als Leitbild dienen mochte.

Für F.C. Dahlmann war es 1835 – um eine wichtige Stimme zu Wort kommen zu lassen – in seiner *Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt* im Blick auf «Die höchsten Bildungsanstalten für Erwachsene» deutlich, daß «um die Mitte des 15. Jahrhunderts ... unsere vaterländischen Universitäten einen eigenthümlichen Charakter zu entwickeln ...» begannen.

<sup>36</sup> J. BURCKHARDT, *Historische Fragmente aus dem Nachlaß* (Gesamtausgabe, Bd. 7), Stuttgart - Berlin - Leipzig 1929, S. 314 ff.

«Die Druckerkunst macht den Anfang, die Reformation vollendet. Zwar kann man auch das schon eigenthümlich heißen, daß in dem politisch zerstückelten Deutschland von Anfang her mindere Unterstützung, aber mehr Freiheit der Studierenden stattfand ... Der Mut zu freiem Vollbringen wuchs, als seit der Eroberung von Constantinopel jene unversiegbare Quelle der griechischen Bildung sich für die Deutschen ursprünglicher auftat, als Andronikus Kontoblakas in Basel Griechisch lehrte und Reuchlin auf dem in Paris gelegten Grund nun hier in Tübingen weiterbauen konnte. Er brachte seinen Verwandten Philipp Melancthon als Lehrer der griechischen und römischen Sprache nach Wittenberg. Seit so der Kreis der Wissenschaft sich erweiterte, das Älteste zum Neuesten ward, die Hörsäle der Scholastiker verlassen dastanden, war es besonders wichtig, was nun die Druckerkunst hinzutretend vollbrachte ... Das Wichtigste aber hat ...» – wie könnte es anders sein – «die Reformation getan; sie vermehrte die politische Entzweiung unseres Vaterlandes, allein sie gab den Deutschen eine allgemeine Büchersprache und brachte wie die Tage weitergingen endlich auch die geistige Wärme dieser Muttersprache auf die von alters her Lateinisch lehrenden Katheder ... Wie man aber über die Reformation denkt, so denkt man über die Universitäten, die den Geist der Reformation in sich aufgenommen haben»,<sup>37</sup>

schließt dieses Kapitel.

Etwas zuvor im Vormärz hatte der infolge der übermächtigen Hegelschen Schule zum Schattendasein verdamnte Jakob Friedrich Fries als Jenaer Philosoph in seiner «Politik oder philosophischen Staatslehre» in gleicher Weise formuliert. Wenn auch der Gedankengang inzwischen deutlich geworden sein dürfte, kann ich es mir nicht versagen, auch aus diesem wohl weniger bekannten Werk zu zitieren.

Im § 46 handelt Fries über «Die neue Zeit». Da wird schlicht und ohne Umschweife, ja fast dogmatisch ein großer Bogen geschlagen.

«So ist es der Geist der Wahrheit, der in einseitig wissenschaftlichem Interesse von Heidenthum zum Christenthum, zur Reformation, zur Aufklärung führte, so daß in den Idealen der letzteren am bestimmtesten gleichsam nur die Einsicht zur Tugend erhoben, Wahrheit und Besonnenheit zum Zweck des Lebens gemacht wird. Neben diesem Geiste gehören die Ideen der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit für Gedanke und Staat, unter deren Herrschaft wir noch stehen».

Eine Hauptperiode in der Geschichte der Menschheit sei nicht zuletzt durch den Bücherdruck und den dadurch erweiterten Gedankenaustausch entstanden. «Die Menschheit tritt zum ersten Male aus dem Kindesalter heraus, indem sie ihr weltbürgerliches Ganzes durchschauen lernt, aber eben dieses gegen das Weltganze als ein unendlich kleines eingegrenzt findet und folglich Weltgeschichte und Menschengeschichte nicht mehr verwechseln sollte». Der Gebrauch des Schieß-

<sup>37</sup> F.C. DAHLMANN, *Die Politik*, Leipzig 1847, S. 309.

pulvers, der Ausgriff nach Übersee gehörten in diesen Zusammenhang und «die Reformation befreit den Geist. Die Rückkehr in die Schule der Alten gibt der Geistesbildung eine veränderte Richtung. Die Wissenschaft schafft sich ihr neues Recht», – charakterisierte Fries die Aspekte der damals entstehenden neuen Welt, die für seine gegenwärtige noch zuständig sei.

Einige Abschnitte später erläuterte er einen der Punkte nochmals genauer. «Die wahre bewegende Kraft im politischen Leben der neuen Zeit ist aber der Protestantismus, ...». Er huldige einem reineren und freieren Geist, lehne sich «notgedrungen mit revolutionärem Ungestüm gegen das Reich der Päpste und römischen Mönche» auf. Insbesondere die nördlichen Länder hätten sich dieser Bewegung angeschlossen. «Aber in den südlichen romanischen Ländern war der Geistlichkeit das liderliche Cölibat genehmer als der Zwang der Ehe ...» (Fries denkt wohl an die so beglückenden Verhältnisse in den protestantischen Pastorenhäusern!), «sie behielten meist die Masse des ungebildeten Volkes auf ihrer Seite und nur ein Teil der fleißigen Bürgerschaft folgte hier dem Protestantismus». Immerhin, wie es wenig später heißt, «Italien hat seinen Papst, seinen Himmel und seine schönen Frauen behalten, aber seit dem Untergang der Legionen keinen Kriegeruhm wieder erworben».

Auch für Fries hat freilich der italienische Humanismus eine nicht unerhebliche Rolle gespielt. «Endlich bezeichnen wir noch den Anfang der neuen Zeit mit der Rückkehr zu den Alten oder der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften, so wie der Geist der neuen Zeit so vielfache Anregungen durch die nach Italien vor den Türken flüchtenden griechischen Gelehrten erhielt». Das habe zwar auch Probleme mit sich gebracht, inwieweit nämlich das Nachahmen der Alten nicht zur eigenen Unfruchtbarkeit und Schwäche führe. Die damaligen Gelehrten seien jedoch davon nicht betroffen, sie seien eben nicht nur Schüler gewesen.

«Am leichtesten fällt ins Auge, daß die Philologen der neuen Zeit durch diese Rückkehr zu dem Alten die einseitige mönchische Wissenschaft, den Scholastizismus überwinden, die Kenntnis des Griechischen, das Latein auf die klassische Sprache zurückführten und somit Ansichten der Geschichte der Wissenschaft erhalten, die zuvor unbeachtet blieben ... Ferner der Genius dieser neuen Zeit geht ja wissenschaftlich in Mathematik und Naturwissenschaften, belehrt durch die Araber und den erfinderischen Geist seines eigenen bürgerlichen Lebens, besonders aber stark im eigenen Selbstdenken, gleich über die Wissenschaft der Alten erfindend hinaus mit seinen neuen Methoden der Erfahrungswissenschaft.

Die Wissenschaft hat freilich nur e i n e Wahrheit, darum läßt sich hier auch leicht von Fremden lernen. Indessen trat doch auch hier, gleich nach unserem Gegensatz von Hu-



manismus und Philanthropinismus, die bloße Verehrung des Alten als des Ideals mit seinem Geiste der Nachahmung streitend gegen das Vertrauen auf den eigenen Geist, so wie sich schon Galilei beklagt, daß die Gelehrten am Hofe zu Florenz nur Texte verbessern, aber nicht den Himmel beobachten, nicht einmal seine Jupiter-Monde sehen oder gelten lassen wollten»<sup>38</sup>.

Hier bei Fries, noch während des Vormärz, zeigt sich bereits die beginnende Abwendung vom deutschen Idealismus, von dem neoklassizistischen Bildungs- und Kulturideal an. Um 1830 wird denn auch zunehmend eine Hinwendung zum Realismus, zu einer Art populärem Materialismus deutlich; ein Mentalitätsumschwung ist unübersehbar<sup>39</sup>. Der idealistischen Naturphilosophie, die eher spekulativ denn sachbezogen beobachtend argumentierte, machten die Erfolge französischer und englischer Naturforscher gleichermaßen zu schaffen wie das Drängen von deren deutschen Kollegen auf bescheidene Anerkennung und Existenzberechtigung neben der übergewichtigen Philosophie und Historie. Indem die idealistische Wissenschaftsphase eine Selbstbefreiung der Wissenschaften von allen äußeren Bestimmungen erreicht hatte, nachdem Forschern, Wissenschaft als Wert in sich, als säkularisierte, jeweils zu findende, zu erstrebende Tätigkeit formuliert worden waren, hatten sie im Grunde diesen Umschwung vorbereitet. Sie hatten allemal – wie erwähnt – den älteren, über ein Jahrtausend, seit Aristoteles gültigen Kanon und Kosmos der Wissenschaft ausgehöhlt. Neben und vor den neuen theoretischen, philosophischen, historischen Leitwissenschaften brauchten sich die vernachlässigten, wegen ihrer praktischen Anwendungen und nützlichen Überlegungen Geschmähten nur vorzudrängen, um alsbald Eigenrechte und -gewichte eingeräumt zu bekommen. So wie es um 1830 der Mediziner Reil formulierte, galt das auch für viele andere «wissenschaftliche» Bestrebungen, die sich solcherart nunmehr verstehen durften: «Man räsoniert zuviel und man beobachtet zuwenig»<sup>40</sup>.

Bis ins 18. Jahrhundert war es selbstverständlich, daß Wissenschaft nur das sein konnte, was ein Wissen des Allgemeinen und Notwendigen beinhaltet, daß Erfahrung jeweils nur Einzelnes, Kontingentes erfasse. «De singularium non est scientia», diese Feststellung Duns Scotus hatte über

<sup>38</sup> J.F. FRIES, *Politik oder Philosophische Staatslehre*, hrsg. von E.F. APELT, Jena 1848 (Reprint Aalen 1962) § 46-48, S. 184 ff.

<sup>39</sup> Insgesamt wichtig auch H. SCHNÄDELBACH, *Philosophie in Deutschland 1831-1933*, Frankfurt a. Main 1983, S. 102 ff.

<sup>40</sup> Zit. nach F. SCHNABEL, *Deutsche Geschichte*, S. 197.

die Jahrhunderte Gültigkeit. Erfahrungswissenschaft konnte solcherart eigentlich garnicht existieren, hätte als eine *contradictio in adiecto* verstanden werden können, war gültig und allein legitimiert in ihren das Theoretisch-Allgemeine bestätigenden Beweisverfahren.

Die frühere Hinwendung zur Beobachtung, zur Empirie, – «*realia* statt *verba*», wie der Schlachtruf hieß – meinte jeweils nur, daß verfehlte Realität in einer allgemeinen Weise auf den Begriff gebracht werden müsse nicht jedoch, daß sie als einzelne beobachtet, analysiert und zur Wissenschaft werden könne.

Der Empirismus nach Hegel jedoch verstand dies anders. Er führte strikt zu dieser neuen, naturwissenschaftlichen Auffassung. Die Folge war nicht nur stärkere Hinwendung zu den nichtgeisteswissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch eine zunehmende Spezialisierung und Departmentalisierung. Die Medizin etwa wurde immer stärker praktisch ausgerichtet – Unterricht am Krankenbett, wurde selbstverständlich –, es wurde, wie sich Alexander Pagenstecher erinnerte, «beobachtet, untersucht, gemessen und gewogen, gezeichnet und bis ins Endlose durchgesprochen und verglichen». Die Studenten verbrachten ihre Zeit mehr in der Klinik als außerhalb. «Hier gab es stets etwas Neues, stets zu lernen, stets zu tun, Knochenbrüche zu verbinden, Verrenkungen einzurichten ... Ätzungen und Einspritzungen vorzunehmen, bei größeren Operationen zu assistieren, abgenommene Gliedmaßen zu untersuchen, Operierte zu bewachen». Durch eine «skrupulöse Behandlung der Wissenschaft» wurden die jungen Leute allmählich «auf den Weg tatsächlicher Forschung» geführt, wie es dort hieß<sup>41</sup>.

Die deutschen Naturforscher lernten von ihren vorangegangenen westeuropäischen Kollegen – naturwissenschaftliche Disziplinen waren nach wie vor kosmopolitisch ausgerichtet – sie begannen Naturbeobachtung und Erfahrung vor Theorie hochzuschätzen. Johannes Müller, dem bedeutenden Mediziner und Wegbereiter dieser Entwicklung, wurde das während eines Besuches der Universität Leiden mehr als deutlich: «Sehr viele Schätze habe ich in Holland, namentlich in Leiden und Utrecht gesehen, wo ich einen Teil der letzten Ferien zubrachte» schrieb er aus Bonn im Mai 1831 nach Berlin. «In Holland geschieht außerordentlich viel für die pathologische Anatomie, ein Zweig, in dem sich die Deutschen so sehr haben vorarbeiten lassen, weil es so vielen unserer gelehrten Ärzte

<sup>41</sup> C.H.A. PAGENSTECHE, *Als Student und Burschenschaftler in Heidelberg von 1816-1819* (Voigtländers Quellenbücher, 56), Leipzig o.J., S. 102 ff.

unmöglich ist, Hippokrates, Galenus, Celsus zu verehren und zugleich fortzuschreiten»<sup>42</sup>. Mit anderen Worten: die Bindung an die uralten traditionellen Autoritäten verhindere in Deutschland, Neuerungen und Fortschritte zu erzielen. Wie gesagt, ab 1830 wurde das zunehmend erstrebt und auch umgesetzt. Nun hieß es, die «Ausschweifungen von Hegel's und Schelling's Philosophie» – wie Hermann Helmholtz schrieb – hätten rechte Erkenntnis, zureichende Einsichten in die Natur verhindert<sup>43</sup>.

Noch viel entscheidener – und empörter – äußerte sich Justus Liebig: «Die Tätigkeit, das Wirken der Naturphilosophen war die Pestilenz, der Schwarze Tod des Jahrhunderts». Die Naturphilosophie war ihm die wahnsinnige Schwester der wahren Philosophie<sup>44</sup>. Ein ehemaliger Schüler und Freund Schellings, der sich dann doch der zeitgemäßen Experimentierfreude und -notwendigkeit öffnete, urteilte im nachhinein (1840) insbesondere über das, wie er meinte, verhängnisvolle Wirken Hegels. Es habe seinerzeit in Berlin so geschienen, als seien dort

«zuerst die Rätsel der Welt gelöst, die Mysterien des Lebens offenbar gemacht worden ... Nachdem einmal der Weltentstehungsprozeß bekannt, die Einerleiheit aller Dinge und deren Zusammensetzung untereinander erforscht, kurz nichts in der Welt ein Geheimnis mehr war, mit welcher mitleidiger Miene, ja mit welcher Verachtung mußten nun die durch den Besitz hegelianischer Weisheit allwissend gewordenen Philosophen auf die armen Naturforscher herabblicken, welche in hartnäckiger Selbstverblendung gegen das neu aufgegangene Licht noch an dem philistosen Grundsatz festhielten, daß der Mensch einzig und allein auf dem Wege der Erfahrung zu wahrer Erkenntnis der Natur gelangen könne»<sup>45</sup>.

Gleichermaßen stürmisch nahm die Chemie neben der Botanik damals ihren Fortgang. Sie gehörte gleichsam zu den Leitwissenschaften der sich immer mehr verselbständigenden Naturwissenschaften, die in Justus Liebig (bezeichnenderweise in einer kleinen Universität wie Gießen) ihren erfolgreichen Durchbruch für das 19. Jahrhundert erzielte. Er hatte fast als Autodidakt begonnen und wandte sich in jungen Jahren dorthin, wo sei-

<sup>42</sup> Zit. nach M. LENZ, *Geschichte der Universität zu Berlin*, IV, S. 530. Vgl. auch A. DIEMER, *Die Begründung des Wissenschaftscharakters der Wissenschaft im 19. Jahrhundert – Die Wissenschaftstheorie zwischen klassischer und moderner Wissenschaftskonzeption*, in H. DIEMER (ed), *Beiträge zur Entwicklung der Wissenschaftstheorie im 19. Jahrhundert* (Studien zur Wissenschaftstheorie 1), Meisenheim am Glan 1968, S. 3 ff.

<sup>43</sup> Zit. nach L. KÖNIGSBERG, *Hermann von Helmholtz*, 3 Bde., Braunschweig 1902-1903, S. 292.

<sup>44</sup> Zit. nach W. PRANDTL, *Deutsche Chemiker in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, Weinheim 1956, S. 10.

<sup>45</sup> *Ibidem*, S. 9.

ne wissenschaftliche Neugier Befriedigung erfahren konnte, nach Paris. Rasch und erfolgreich lernte er von der dortigen, international führenden Chemie, und so war es nicht verwunderlich, daß die Empfehlung Alexander von Humboldts den hessen-darmstädtischen Landgrafen veranlaßte, den jungen, unbekanntem und außerhalb einer Universitätskarriere herangewachsenen Mann seiner Gießener Universität zu oktroyieren. Noch aus Paris hatte Liebig an seinen Freund August von Platen geschrieben:

«Es ist wahrlich traurig, wie sehr in der neueren Zeit der Ruhm der Deutschen in der Physik, Chemie und in anderen Naturwissenschaften geschwunden ist; kaum ist noch ein Schatten übriggeblieben, und um diesen Schatten reißen sie sich wie die bissigen Hunde. Der jetzige deutsche Chemiker, der genug zu tun hat, wenn er nur seine unerschöpfliche Wissenschaft umfassen will, maßt sich den Philosophen zu spielen an, und darüber geht sein Wirken verloren. Recht vortrefflich ist es, wenn er seine Wissenschaft philosophisch ergreift und erfaßt und dadurch in die tote Masse Geist und Leben bringt. Allein, er darf seine Grenzen als Chemiker nicht überschreiten, da bei ihm das Philosophieren Lachen erregt. Es existieren kaum die nötigen Gesetze, um den ungeheuren Bau dieser Wissenschaft ein wenig zusammenzuleimen, allein dessen ungeachtet wird darauf lossystematisiert und Hypothesenkrämerei getrieben, daß einem der Kopf schwindelt»<sup>46</sup>.

In einer neuen Auffassung wissenschaftlicher Aufgaben und Methode wurde die verbliebenen idealistischen Ableitungen überwunden und korrigiert. Wie der Vater Helmholtz Mitte des Jahrhunderts formulierte:

«Alles Verständnis der Natur setzt zuerst eine Wechselwirkung des a priori Ideellen mit dem Objectiven voraus, ... Denken und Beobachten müßte stets nebeneinander herlaufen und sich wechselweise durchdringen, wenn ein Wissen entstehen soll, und Erkenntnis der realen Wirklichkeit ... Der Fehler Schellings und Hegels und ihrer Schüler besteht nun eben darin, daß sie der Beobachtung entbehren ... und selbst das individuelle Ich wurde ihnen zu einer reinen Formalität, ohne wesentlich realen, individuellen Gehalt, dessen Unsterblichkeit ihnen ebenso gut wie den Materialisten verlorengelht, die eben auch bei den allgemeinsten chemischen und physischen Kräften stehen bleiben und aus ihnen den lebendigen Inhalt und Geist auf ihre Weise zu einer bloß formellen Erscheinungsform des chemischen Prozesses machen»<sup>47</sup>.

Zwischen Geistes- und Naturwissenschaften drangen Lehren wie Anthropologie, Psychologie, alsbald auch Frühformen der Soziologie vor. Die Interessen an überseeischen, außereuropäischen Verhältnissen gewannen nicht nur der Geographie, sondern auch der Geologie neue Einsichten und Anerkennung, die älteren Cameralwissenschaften mau-

<sup>46</sup> TH. HEUSS, *Justus Liebig, vom Genius der Forschung*, Hamburg 1942, S. 17 (den freundlichen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. W. Wetzel).

<sup>47</sup> *Ibidem*, S. 286 f.

serten sich zu Staatswissenschaften oder Volkswirtschaftslehren usw. Selbst in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen führte die Hinwendung zu einer kleinteiligeren Forschung zu wichtigen Erkenntnissen. Sei es in der Philologie oder der Geschichte: Editionen mittelalterlicher Texte, Erarbeiten und Ausgaben verlorengegangener Überlieferungen, wissenschaftliche Kärnerarbeit traten neben und vor die großen Darstellungen und Interpretationen. Auch hier hatte der Forscher inzwischen den Gelehrten abgelöst<sup>48</sup>. Rankes Schüler erstrebten erst garnicht die Kunst und Fähigkeit des Meisters, beschieden sich im allgemeinen mit engeren, aber empirisch quellengesättigten Arbeiten. Freilich hatte das auch politische und persönliche Gründe, wie an anderer Stelle in diesem Band gezeigt.

Die sozusagen ins Unmittelbarere gelangte wissenschaftliche Neigung förderte insoweit nicht nur eine stärkere auch politische Aktivität der Gelehrten – der professorale Führungsanspruch war zunächst typisch für den Vormärz gewesen –, sondern auch die Vorstellung, daß die beobachtende Erfahrung Neues, nicht Bekanntes und Dagewesenes, das eigentlich Moderne als das nunmehr Neue, Zukünftige zutage brächte. Das Scheitern der 48er Revolution, an der die Professoren zumindest rhetorisch einen gewichtigen Anteil nahmen, wenngleich sie im Frankfurter Parlament nicht annähernd die Mehrheit darstellten, verstärkte diese Tendenzen zunehmend.

Es war inzwischen gewiß, daß die Wissenschaftler etwas Genuines, sie die Verwalter und Entdecker der Wahrheit seien, ihnen eine nicht mehr steigerungsfähige, hehre Bedeutung zukomme. Ihr Ethos, das Verpflichtetsein auf eine, die Sache allein (*res*), hebe diese Tätigkeit über alles andere hinaus. Wissenschaftliche Tätigkeit bedinge den Fortschritt, garantiere das Besserwerden der Welt, die Entdeckung neuer Dinge, die Erfindung segensreicher Einrichtungen. Darüber sich erhaben zu dünken sei – wie es ein Anhänger der neuen pädagogischen Psychologie um die Jahrhundertmitte formulierte – wie das Belächeln moderner Erfindungen seitens der Vorerltern, die nicht daran geglaubt hatten,

«man werde einst ohne Zugvieh fahren, ohne Segel und Ruder schiffen, ohne Wind, Wasser und Menschenhände mahlen etc. Das Neue muß sich freilich unter Menschen, wie sie nun einmal sind, eine Zeitlang anfeinden und verfolgen lassen; aber nur getrost! die Wahrheit siegt zuletzt doch und rechtfertiget ihren Entdecker durch den Segen, den sie

<sup>48</sup> Vgl. H. DIEMER, *Die Begründung des Wissenschaftscharakters*, S. 41; P. MORAW, *Aspekte und Dimensionen älterer deutscher Universitätsgeschichte*, in P. MORAW - V. PRESS (edd), *Academia Gissensis*, Marburg 1982, S. 1 ff.

über Freund und Feind aus ihrem Füllhorn ausschüttet. Welche Einwendungen mußte nicht Kolumbus hören! Welche Entrüstungen rief das System des Copernikus hervor! ...»<sup>49</sup>

Die Vorstellung des Modernen verschob sich auf diese Weise. Sie brauchte nicht mehr zurückdatiert werden, sie war kein Durchbruch durch ein eingegengtes Denken, sondern sie war die wissenschaftliche Tätigkeit selbst. Neue Erfindungen und Entdeckungen schienen das Moderne, der Fortschritt. Das setzte freilich voraus, daß entsprechend den erfahrungswissenschaftlichen Anforderungen vorgegangen werde, also auf induktivem Wege, wie die nachidealistische Philosophie verlangte. Paradigmatisch formulierte das Heinrich von Helmholtz, der nicht unerheblich dazu beitrug, diese Vorstellungen gemeinverbindlich für viele deutsche Wissenschaftler werden zu lassen. Danach war «echte Wissenschaft ... nichts anderes, als eine methodisch und absichtlich vervollständigte und gesäuberte Erfahrung»<sup>50</sup>. Und Eduard Zeller formulierte in seiner Heidelberger Antrittsvorlesung 1862, wenn auch als Philosoph und nicht vorab als Naturforscher: «ich kann nicht zugeben, daß in dem Inhalt unserer Vorstellungen über das Wirkliche irgendetwas vorkommt, das nicht mittelbar oder unmittelbar aus der Erfahrung, der inneren oder äußeren herstammte»<sup>51</sup>.

Bereits zuvor, während des Philosophen-Kongresses im September 1847 hatte der Sohn Fichtes in seiner Eröffnungsrede über die Grundsätze für die Philosophie der Zukunft den veränderten Ansatz, die neuen Aufgaben beschrieben.

«Nachdem jenes tumultarische Philosophieren in vermeintlich genialen Umrissen und Appercu's, jenes Construieren des Universums vom Standpunkte des Absoluten mit Recht in Mißachtung gekommen ist, nachdem ebenso entschieden das behauptete Zusammenfallen des speculativen Begriffes mit dem absoluten göttlichen Denken sich als eine unbegründete und übereilte Hypothese erwiesen hat: Seitdem stimmen alle selbständigen Forscher der Gegenwart darin überein, hiermit wiederum den Kantischen Geist in ihre Mitte zurückführend: [daß] bei einer systematischen Behandlung der Philosophie nur von der Erledigung der methodischen Vorfragen, kurz von der Lösung des Erkenntnisproblems anzuheben sei, ehe die Begründung irgendeines metaphysischen Principis mit Sicherheit erwartet werden könne».

Woraus 1860 bei Kuno Fischer gar der Anspruch erhoben wurde:

<sup>49</sup> Zit. nach K.Ch. KÖHNKE, *Entstehung und Aufstieg des Neukantianismus. Die deutsche Universitätphilosophie zwischen Idealismus und Positivismus*, Frankfurt a. Main 1986, S. 84.

<sup>50</sup> Zit. nach H. SCHNÄDELBACH, *Philosophie in Deutschland*, S. 111.

<sup>51</sup> Zit. nach F.Ch. KÖHNKE, *Entstehung und Aufstieg*, S. 176.

«Also muß es eine neue, von allen übrigen verschiedene, nicht weniger exacte Wissenschaft geben, deren Gegenstand die Thatsache der Erkenntnis selbst ist. Es ist mir gleichgültig, welchen Namen sie führt, jedenfalls einen anderen als die übrigen, von denen sie sich dem Gegenstande nach unterscheidet. Diese neue, nothwendige, ebenfalls exacte Wissenschaft ist die Philosophie»<sup>52</sup>.

Heinrich Hertz konnte viel später, 1894, angeleitet von dem englischen Empirismus, nunmehr formulieren:

«Es ist die nächste und in gewissem Sinne wichtigste Aufgabe unserer bewußten Naturerkenntnis, daß sie uns befähigt, zukünftige Erfahrungen vorauszusagen, um nach dieser Voraussicht unser gegenwärtiges Handeln einrichten zu können ... Das Verfahren aber, dessen wir uns zur Ableitung der erstrebten Voraussicht stets bedienen, ist dieses: Wir machen uns innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände, und zwar machen wir sie von solcher Art, daß die denknotwendigen Bilder stets wieder die Bilder seien von den naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände»<sup>53</sup>.

Naturbeobachtung, Wissenschaften aus Erfahrung setzten eben immer neue Erfahrungen voraus. Die Wissenschaften wurden zunehmend als Prozeß begriffen, als etwas fließendes, dem das Systemideal der beiden früheren Epochen keineswegs mehr entsprach. Offenheit für die Zukunft, die in gewisser Weise gar verfügbar zu sein schien, wurde als das Entscheidende angesehen. Die Moderne war die Gegenwart und die Zukunft. Von diesem Denken aus konnten allenfalls Vorformen des Modernen im 17. Jahrhundert, in dem was heute im Angelsächsischen die *Scientific Revolution* genannt wird, gefunden werden. Galilei oder Kepler konnten so für manchen der bedeutenden Ärzte oder Naturwissenschaftler als erste Vorläufer, jedoch noch nicht als Verkünder des Modernen betrachtet werden. Denn da hätte erst einzutreten, was Virchow rückblickend 1893 nannte, den «Übergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter». Der wahre empirische Forscher war danach erst ein Resultat der Zeit vorab nach 1830. «In dem Maße, als die philosophischen Systeme in den Hintergrund gedrängt wurden, sind die nüchterne Beobachtung und der gesunde Menschenverstand in ihr Recht getreten ...», und eröffneten überhaupt erst, wie erneut Virchow meinte, dies qualitativ andere Zeitalter. Er konnte sich dabei in Übereinstimmung mit den meisten führenden Naturforschern seiner Zeit wissen. Auch Du Bois-Reymond hatte, in seinem Fall bei einer Akademie-Ansprache 1872 in Berlin, geurteilt:

«Für die deutsche Naturwissenschaft war bekanntlich die Zeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts bis ziemlich tief in dieses hinein, abgesehen von einzelnen hervorragenden

<sup>52</sup> Das Zitat Fischers *ibidem*, S. 205, das Zit. davor, S. 105.

<sup>53</sup> Zit. nach H. SCHNÄDELBACH, *Philosophie in Deutschland*, S. 111.

Erscheinungen, ... eine dunkle Phase. Ähnlich einem hochbegabten, aber unreifer Schwärmer hingeebenen Jüngling, noch taumelnd vom ästhetischen Trunk aus dem Zauberborn seiner großen Literaturperiode, ließ der deutsche Geist durch poetisch-philosophisches Blendwerk sich irren, und verlor er den in der Naturforschung einzig sicheren Pfad. Eine falsche Naturphilosophie beherrschte die Katheder und drang bis in die Akademien; die Spekulation verdrängte die Induktion aus dem Laboratorium, ja fast vom Seziertisch. Diese Scharte ist ausgewetzt und mit denselben Gaben, welche ihm einst verderblich wurden, hat der deutsche Geist die ihm gebührende Stellung unter den Ersten auch in der Naturwissenschaft vollauf wieder eingenommen.<sup>54</sup>

Die größere Verselbständigung naturwissenschaftlicher und medizinischer Forschungsrichtungen brachte ab 1850 eine Entfremdung zwischen naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Disziplinen. Eigene Institute und Kliniken wurden den Gelehrten eingerichtet – 1869 das erste mathematisch-physikalische Seminar –, und es erwies sich, daß der Fortgang der Wissenschaften die gerade errichteten und bezogenen Institutionen schon wieder überholt hatte. Das was Nutzen brachte, galt nunmehr als das Entscheidende wie beispielsweise 1850 angesichts des Wunsches nach einem neuen chemischen Institut in Heidelberg gesagt wurde: «In Erwägung der außerordentlichen Bedeutung, welche die Chemie nicht nur als Wissenschaft für sich, sondern auch in ihrer Anwendung auf die landwirtschaftlichen und industriellen Lehrfächer der Polytechnischen Schule, sowie für das bürgerliche Leben überhaupt zuerkannt werden muß», sei die Umsetzung solchen Wunsches unabweisbar<sup>55</sup>.

Die immense Ausweitung der Universitäten, ihr Anwachsen zum Großbetrieb, war die natürliche Folge nach 1850. Wie eine Denkschrift der Heidelberger Universität feststellte, könne

«eine Universität ... nur dann die ihr im Kreise der Hochschulen errungene Stellung behaupten ... wenn sie nicht nur für einen schreienden Notstand Abhilfe schafft, sondern den modernen Anforderungen in jeder Weise gerecht wird. In diesem Sinne ist auch das Wünschenswerte bereits notwendig und ein kritischer Punkt schon dann eingetreten, wenn man hinter anderen, auch kleineren Universitäten mit modernen Einrichtungen im allgemeinen Umfange zurückbleibt. Eine Universität, die in den Ruf kommt, in wesentlichen Fächern rückständig zu sein, hat für lange eine verhängnisvolle Schädigung ihres

<sup>54</sup> Zit. nach W. WEISCHÄDEL (ed), *Idee und Wirklichkeit einer Universität*, Berlin 1960, S. 423; das Zitat von Du Bois-Reymond in B. HEIMBÜCHEL, *Die neue Universität. Selbstverständnis – Idee und Verwirklichung*, in *Kölner Universitätsgeschichte*, II, Köln 1988, hier S. 221.

<sup>55</sup> Zit. nach R. RIESE, *Die Hochschule*, S. 217.



Rufes erfahren. Vor allem bei den naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächern ist das Schritthalten in hohem Maße abhängig vom Raum»<sup>56</sup>.

Aber auch die Geisteswissenschaften konnten zunehmend ihren Nutzen unter Beweis stellen, insbesondere die Historie. Nach 1840, als sich das philosophische Klima in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. grundlegend änderte, eine ausgesprochen anti-hegelianische Einstellung pro-historische sowie neuerlich spekulativ-theologische Lehren Raum griffen, war es den entsprechenden Fachgelehrten selbstverständlich, den Nutzen ihrer Tätigkeit zu belegen. Niemand geringeres als Droysen hat das wie folgt benannt: «Das historische Studium ist die Grundlage für die politische Ausbildung und Bildung. Der Staatsmann ist der praktische Historiker»<sup>57</sup>, womit die Unabdingbarkeit dieser Wissenschaft belegt schien. Für den Theologen waren u.a. positive Auswirkungen für die Kenntnisse der Sprachen, also die älteren Philologien, für den Neusprachler die rechte nationale Gesinnung brauchbarer Nutzen solcher Tätigkeiten.

Freilich, die reine Ausbildung von Fachwissenschaftlern, der Verlust des universalistischen, des allgemeingebildeten Gelehrten, wurden zugleich vehement beklagt und darin große Gefahren erblickt. «Der Begriff der geistigen Bildung ... vergrößert sich zusehends und setzt sich in immer steigendem Maße dem Publikum in die Vorstellung um, daß es ankomme auf die Erwerbung praktisch-nützlicher Fertigkeiten, auf die möglichst frühe Abrichtung zu irgendeinem sogenannten Berufe ...», formulierte Mommsen in einer Rektoratsrede<sup>58</sup>.

Diese kleinteilige Differenzierung der Wissenschaften, die Ausfaltung der Disziplinen – deren Nutzen in Medizin und Naturwissenschaften so handgreiflich war – sollte freilich den «jüngeren Kräften und sogenannten Spezialisten» überlassen werden. Der erfahrene Gelehrte, der noch zur Zusammenschau, zum Überblick fähig sei, habe weiterhin allein der Lehrstuhlinhaber zu sein. So blieben die Universitäten – in gemeinsamer Anstrengung – weiterhin die führenden Tempel der Bildung und Wahrheit. «In der Tat würde es unmöglich gewesen sein» – wie Karl Lamprecht

<sup>56</sup> Eingabe der Universität an Großherzog Friedrich II., zit. nach R. RIESE, *Die Hochschule*, S. 279.

<sup>57</sup> J.G. DROYSEN, *Historik*, Textausgabe von P. Leyh, Stuttgart 1977, S. 406; vgl. insgesamt auch G. HÜBINGER, *Geschichte als leitende Orientierungsmacht im 19. Jahrhundert*, in «Berichte zur Wissenschaftsgeschichte», 11, Weinheim 1988, S. 149 ff.

<sup>58</sup> 1877, zit. nach A. BUSCH, *Geschichte des Privatdozenten*, S. 62.

in seinen Rektoratserinnerungen formulierte – «das Vorlesungs- und Übungsprogramm irgendeiner deutschen Universität ohne die Teilnahme von außerordentlichen Professoren und Privat-Dozenten, ja Assistenten vollständig und gründlich durchzuführen». Aber bereits früher hatte er selbst festgestellt, daß dem in der Institutionen im allgemeinen kaum, vielmehr nach wie vor dem Ideal einer *universitas litterarum* weiterhin gefolgt werde.

«Nach außen hin freilich war die Fiktion einer 'Vollständigkeit des Lehrplans' in der vollständigen Besetzung der Fachordinariate einer Fakultät dadurch aufrechtzuerhalten, daß ihre traditionell weitmaschige Bezeichnung für den speziellen Lehrauftrag der Extraordinarien und Privat-Dozenten den Charakter des nicht unbedingt Notwendigen bewahrte. Faktisch dagegen verteilte die in fast allen Disziplinen zu beobachtende Stoffanhäufung mit ihrem Zwang zu methodischer Intensivierung das Schwergewicht des Unterrichts ebenso auf Spezialvorlesung und Praktika, wie auf das Hauptkolleg»<sup>59</sup>.

Natürlich wurde damit das Selbstbewußtsein vieler Professoren vor schwierige Fragen gestellt. Sie wollten modern sein, aber zugleich der Tradition verpflichtet. Gerade die Geisteswissenschaftler konnten nicht übersehen, daß, wie es in der preußischen Statistik aufgeführt wurde, «der gewaltige Fortschritt der medizinischen Wissenschaft, der zu einer immer weitergehenden Spezialisierung führte, die zunehmende Erkenntnis der Notwendigkeit hygienischer Fürsorge, das starke Anwachsen der Bevölkerung, die Mehrung ihres Wohlstandes und die Folgen der neuen Versicherungsgesetze ...»<sup>60</sup> von den Universitäten erzwangen, sich dieser Entwicklung nicht allzu deutlich entgegenzustemmen. Sie taten das häufig freilich nach wie vor, aber eher indirekt. Denn bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wurde dieser Entwicklung zu den angewandten, nützlichen Wissenschaften als dem «Modernen» und der Einrichtung weiterer Ordinariate vielfach Widerstand, hinhaltend-aufschiebende Verzögerung entgegengesetzt. Selbst in den medizinischen Fakultäten folgten die Etablierten hartnäckig dieser Maxime. Als etwa 1864 der zuständige Freiburger Fachvertreter und Privatdozent forderte, es sei «bei der außerordentlich raschen Entwicklung, welche die Ophthalmologie in den letzten Jahrzehnten genommen hat, eine spezielle Vertretung derselben als der Professor der Chirurgie ihr zuteil werden lassen kann, wenn nicht gerade notwendig, doch für die medizinischen Studien wünschenswert», geschah zunächst garnichts<sup>61</sup>. Gewiß lehnte die Fakultät das

<sup>59</sup> *Ibidem*, S. 118 f.

<sup>60</sup> «Preußische Statistik», Bd. 236, 1913.

<sup>61</sup> Zit. nach R. RIESE, *Die Hochschule*, S. 122.

Argument nicht ab, aber sie folgte ihm auch nicht. Das Fach hatte Spezialfach zu bleiben, nicht Ordinariat zu werden – und so verfuhr man vielerorts!

Überall dort, wo Philosophen und Naturwissenschaftler weiterhin in der gleichen Fakultät zusammenlebten, führte die Allgemeinentwicklung begreiflicherweise zu Animositäten. Die Vertreter der philosophischen Disziplinen reklamierten für sich, die wahren Vertreter echter Wissenschaft im klassischen Sinne, einer Bildung nämlich, zu sein. Die Naturforscher in den eigenen Reihen galten nach wie vor als Praktiker, als zwar nützliche, aber zumeist ungebildete Fach-Idioten. Ihnen gegenüber nahm man eine Haltung ein, wie sie die einer Universität insgesamt – als Körperschaft – zunehmend gegenüber den damals neu entstehenden Technischen Hochschulen und Fach-Hochschulen bezog. In diesem Falle teilten selbst die einer Universität angehörenden Naturforscher dieses Vorurteil. Freilich, es hatte dies nicht zur Folge, daß im Innern der Universitäten die genannten Spannungen zwischen den Disziplinen infolgedessen weniger entschieden gewesen, sie abgebaut worden wären. Sie erhielten sich nach wie vor, lehnten doch die meisten Vertreter geisteswissenschaftlicher Disziplinen es ab, die, wie es in den 50er Jahren ein katholischer Gelehrter formulierte, «geisttötende Empirie», die «leere Konstruktion in den Naturwissenschaften»<sup>62</sup> als wissenschaftlich gleichrangig zu akzeptieren. Der schwerhörige Treitschke nahm eine Berufungsdiskussion für eine historische Professur, an der die Naturwissenschaftler der Fakultät teilnahmen, zum Anlaß, um seinem Nachbarn bewußt donnernd ins Ohr zu rufen: «Was geht das diese Apotheker und Mistfahrer an»<sup>63</sup>. Als die Absicht, Promotionen in medizinischen oder naturwissenschaftlichen Fächern in deutscher Sprache zu versuchen, 1867 sanktioniert wurde, wurde auch das als Untergang der wahren *universitas litterarum* angesehen. Bereits 1859 hatte in Bonn Ritschl einer dementsprechenden Petition ein Separat-Votum beigefügt. Werde nicht mehr Latein gesprochen und geschrieben, sei das Ende der Bildung gekommen, entarte die Universität zwangsläufig zu einem Polytechnikum<sup>64</sup>.

<sup>62</sup> So F.J. BUSS, 1852; zit. nach H. DICKERHOF, *Katholische Universität und Pluralistische Gesellschaft*, in A. RAUSCHER (ed), *Katholizismus, Bildung und Wissenschaften im 18. und 20. Jahrhundert*, Paderborn - München - Wien - Zürich 1987, S. 157 ff. hier S. 175.

<sup>63</sup> Zit. nach R. RIESE, *Die Hochschule*, S. 86.

<sup>64</sup> F. PAULSEN, *Geschichte des gelehrten Unterrichts*, S. 537.

Freilich, das waren Rückzuggefechte. Insgesamt war es deutlich, daß ab 1830 und zunehmend in der so erfolgreichen Fortentwicklung der angewandten Wissenschaften nach 1850 das Moderne und die Moderne in den Erfahrungswissenschaften gewonnen wurde. Die alsbald einsetzende Kulturkritik, der Kulturpessimismus des Kaiserreiches war eine Antwort auf diese gewandelte Auffassung der Wissenschaften und der Bildung. Von einer als sicher geglaubten, befreiten, freiheitlich-individualistischen, die Welt auf den Begriff zwingenden Wissenschaft, war der Umschlag in eine auf die Zukunft angelegte, fortschrittsgläubige, freilich verpflichtender Wertvorstellungen verlustig gegangenen Auffassung erfolgt<sup>65</sup>.

Noch bis zum heutigen Tag existieren schließlich diese beiden konkurrierenden Auffassungen nebeneinander fort, ist und kann eine Entscheidung nicht getroffen werden. Noch immer sind wir im Banne der Wissenschaftsauffassungen, die sich im 19. Jahrhundert ausgebildet haben und in und durch ihren Erfolg ihre Berechtigung (scheinbar) bewiesen haben.

<sup>65</sup> Th. NIPPERDEY, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, S. 676 ff.